

UWE STÖSS

DIE  
GIGA-SUPER-MONSTER-WALDMOOS-  
LAVENDEL-ZIMTAPFEL-RÄUCHERKERZE  
UND ANDERE  
WEIHNACHTSGESCHICHTEN



Eulenspiegel Verlag

## INHALT

Das Weihnachtsteufelchen	5
Weihnachtstanne Tessa	59
Familientreffen	99
Der ungemein gemeine Weihnachtsclown	145
Räuchermannjunge Fred	185



## DAS WEIHNACHTSTEFELCHEN



Wenn zu den Weihnachtsfeiertagen in den kleinen Flammen der Kerzen große Erinnerungen an vergangene Weihnachten aufsteigen, sich breitmachen, in mich hineinleuchten und alles Gegenwärtige in ihre Schatten stellen, bin ich jedes Jahr aufs Neue überwältigt von jener längst vergangenen Zeit, die so bedeutungsvoll und viel bedeutsamer ist als jene, deren Zeiger mich durch die Jahre hetzen, um mir in irgendeiner ihrer Stunden mein Stündlein schlagen zu lassen.

Das ist meine Besinnlichkeit: Davon überzeugt zu sein – und gäbe sich die Zukunft noch so große Mühe –, dass die Weihnachten, zu denen ich bei meinen Großeltern wie in ein Märchenbuch eingetaucht bin, niemals vergehen werden.

Nach dem ganzen Weihnachtschaos und der Familienhektik, dem Auftritt des Weihnachtsmannes, dem Rascheln des Geschenkpapiers, den Jubelrufen der Kinder, zieht Stille ein und ich hole meinen alten Kinderwecker aus der Schublade, stelle ihn auf den kleinen Tisch, setze mich ins behaglich flackernde Licht einer Kerze zwischen Weihnachtsbaum und Fenster, lasse mich von meinem Lieblingsräuchermann benebeln, vermeide Hast, atme ruhig, werde sehr aufmerksam und denke mich zurück.

Meine Armbanduhr mache ich schnell noch ab, im Moment keine Zeit für deren Zeit.

Ich blicke zwischen den beiden großen Weckerglocken nach draußen, wo der Winter auf fulminanter Bühne seine Vorstellung gibt. Und siehe da. Jedes Jahr, als schlug ich ein Buch auf, stehen dort am Hang die Kinder vergangener Weihnachten, all die Kinder, die ich gewesen bin, bejubeln den Schnee, springen auf Schlitten, ziehen die Pudelmützen tiefer in ihre roten Gesichter, rufen: »Komm, steig auf!«, und zusammen schlittern wir in jene Zeit, an die ich mich zu erinnern beginne.

Es ist so weit. Der alte Kinderwecker, dessen Zeiger bleiben, wo sie einst stehengeblieben sind, freut sich auf diese Kinder. »Na, endlich!«, ruft er und guckt ein wenig von oben herab auf die Armbanduhr, lacht spöttisch und sagt zu ihr: »Ich habe unentwegt Zeit übrig, für alles und jeden, und halte inne, wann immer es mir gefällt.«

Das Zifferblatt des Weckers ist ein Mondgesicht. Wenn er tickt, guckt er mit aufmerksamen Augen von links nach rechts und von rechts nach links. Obwohl er, wie er mir am Anfang mitteilte, die Zeit nicht sonderlich mag, behält er sie im Auge. Nicht alles vergeht, sagt er, nur weil es ständig tickt.

Früher stand er auf meinem Nachttisch. Wollte ich ihn aufziehen, streckte er mir abwehrend seine beiden Klöppel entgegen und meinte, er müsse mal Pause machen, bei ihm lege sich die Zeit auf die Augen. Den Wecker habe ich 1968 geschenkt bekommen. Im Gegensatz zu den meisten anderen Dingen, die sich am Anfang scheuten, mit mir zu sprechen, begann der Wecker gleich zu erzählen, kaum dass ich ihn ausgepackt hatte. Er müsse sofort klarstellen, sagte er, dass er lieber ein Radio geworden wäre,

denn singen könne er auch, oder ein Fenster, die hätten den besseren Durchblick. 1968. Also gestern, zu Weihnachten, als ich noch nicht wusste, dass mir Zeiger, die auf Uhren Runden drehen, gefährlich werden können.

Die Zeiger des mondgesichtigen Weckers sehen aus wie ein straff gewirbelter Schnauzbart mit einem kurzen und einem langen Ende. Großmutter erklärte, der Mond würde schielen, und jeder, der schiele und sich rasieren müsse, wüsste, was für ein Problem der Mond mit seinem Schnauzbart habe. Sie sagte, schielst du nach links, schneidest du rechts zu viel ab, schielst du nach rechts, schneidest du links zu viel ab. Ich hätte am Mond noch keinen Schnauzer gesehen, sagte ich.

Ich sei sechs Jahre, erwiderte Oma, und hätte keine Ahnung, vielleicht hat er sich rasiert, der Mond, gerade an dem Tag, an dem du geboren wurdest. Mondschnauzer müssten hundert Jahre wachsen, bevor man auch nur einzelne Stoppeln sähe, also warte die Zeit ab, wirst schon sehen.

Vormittags stehen die unterschiedlichen Bartenden des Weckers nach oben, und gegen Abend hängen sie schräg über den Mundwinkeln, zwischendrin sind mal beide übereinander oder zwicken unten ins Kinn oder pieken oben in die Knollennase. Morgens lacht der Wecker, gegen Abend wird er traurig, so dachte ich. Aber das wäre ein völlig falscher Eindruck, klärte er mich auf, denn für fröhliche und traurige Zeiten sei jeder selbst verantwortlich.

Jetzt freut er sich natürlich, dass die Kinder zu uns hereinkommen, feuchte Fußabdrücke hinterlassen, an Schals und Mützen und Handschuhen zerren, überall Kleidung anhäufen und durcheinander reden. Natürlich denkt ein jedes Kind, es verdiene

mehr Beachtung als das andere, daran wird sich nie etwas ändern. Nach wie vor behauptet ein jedes, es hätte die schönste Erinnerung und müsse deswegen Erster sein, sie zum Besten zu geben. Da zählen die anderen nicht. Gänzlich verfallen sie ihrer ganz eigenen, großen Angeberei, merken dabei nicht, dass sie selbst verfallen, nämlich dem, der sie für bare Münze nimmt. Es ist ziemlich laut um mich herum. Ich rufe: »Hallo! Es ist Weihnachten. Wir sind nicht auf dem Rummelplatz, keine Tröten, keine Pfeifen, keine Rasseln! Wir wollen doch wenigstens heute vergangen bleiben.«

Sie verstummen kurz, nur um gleich zu rufen: »Ich weiß was, ich weiß was!«

Der Weckermond möchte Aufmerksamkeit, guckt hin und her, klingelt Sturm, bis ihn die Kinder umringen, er im Mittelpunkt steht, mich anguckt, zwinkert und sagt: »So viel Weihnachtszeit muss sein.«

Ich blicke ins funkelnde Geäst des Weihnachtsbaumes, der sich im Fensterglas spiegelt, wie ein Gemälde, das ich gern und lange betrachte, bin nicht mehr allein, bin mit mir allen, sehe mit vielen vergangenen Augen, höre mit reichlich Ohren jene unvergangene Zeit, die dem sogenannten Großen und Ganzen keinerlei Beachtung schenkt, mich nur noch das kleine Einzelne wahrnehmen lässt, und das wiederum ganz groß.

Meine Großeltern sind lange schon gestorben, aber was heißt das schon, nicht jeder, der stirbt, ist auch tot. Pünktlich zum Weihnachtsabend kommen sie bei mir und den Kindern vorbei, kann ich die Uhr danach stellen, sogar den Kalender, egal, wo ich bin. Sie haben auch immer alles dabei: Kulissen, Requisiten, Kostüme und die Ideen, mit denen sie mich immer wieder auf

den Arm genommen haben. Außerdem bringen sie stets den Abend vor dem Heiligen Abend mit. Bei ihnen ist immer ein Tag vor Weihnachten, auch wenn der Wecker manchmal Einwände hat, wegen der Zeit, aber dort, wo sie herkäme, sagt Großmutter, hätte die Zeit keine Stimme im Parlament. Sie ist der Chef und sie sagt, sie würden uns nachreisen, um uns zur Weihnachtszeit einzuholen. Zufällig schaffe sie das immer wieder, obwohl der alte Traktor von schnell keine Ahnung hätte. Der Traktor wäre Großvaters Idee gewesen, man werde ja nicht jünger, besser schlecht gefahren als gut gelaufen, und der alte Schlitten ließe sich noch beladen und auch ziehen. Außerdem sei es eine willkommene Abwechslung vom Jenseits, mischt sich Großvater ein, denn dort würden die Leute ewig jammern, sie hätten drüben dies und jenes verpasst oder vergessen, und sie schimpfen auf die Lebenden, weil die gerade nicht da sind. Ruhe sanft, fügt Großmutter an, sehe anders aus.

Ich erinnere mich gern an den alten Traktor. Er war sehr traurig, als Großvater starb, redete zwei Tage mit niemandem ein Wort, wollte allein sein in der Scheune. Ich saß zu seinen dicken Reifen und wollte ihn trösten. Der Heuwender erzählte Witze, um ihn aufzumuntern, die Stroh puppen lachten, um ihn damit anzustecken, die Milchkannen hielten sich die Bäuche und scheppten, nur die Mistgabel war traurig und sagte, man könne nicht allen Mist weggabeln. Wozu der alte Traktor nickte und meinte, man müsse stilles Gedenken still bedenken.

Jetzt steht der alte Traktor im Wohnzimmer. Die Kinder klettern auf ihn drauf, kriechen drunter durch, haben ihn genauso vermisst. Er hat keine Stoßstange mehr, Schrammen auf der Nase, beim Luftholen klappern seine Eingeweide, er jammert: »O Gott, wie schlecht vertrage ich die frische Luft«,

und hustet dunkelblaue Wölkchen, nickt und tuckert, atmet tief ein und sagt: »Ja, jetzt geht es mir gleich viel besser, viel, viel besser.« Er lächelt auch wieder, weil es ihm besser geht. Wir helfen Großmutter vom Schlitten. Sie streicht sich über die Schürze, streckt den Rücken, sagt, wenn's nur nicht immer so weit wäre. Aus ihrer Schürzentasche links guckt eine Handpuppe, ein Teufel mit Sonnenbrille. Kann nur der aus meinem Kaspertheater sein. Die Sonnenbrille hat ihm Großvater gebastelt, weil es in der Hölle blende, dadurch bekämen es die meisten Teufel mit den Augen. Großmutter sieht, dass ich das Teufelchen sehe und lacht.

Das Weihnachtsteufelchen, wie es in Fachkreisen auch genannt wird, hatte mich im Visier, da war ich sechs Jahre alt. Zu jener Zeit begann ich schon, ein wenig am Weihnachtsmann zu zweifeln, aber Großmutter hatte immer noch ein Ass im Ärmel, Großvater spielte nur zu gern mit, und Karl, unser Nachbar, meldete sich auch immer freiwillig.

Großmutter guckt zum Schlitten, auf dem sich die großen und kleinen Erinnerungen stapeln, dann zu den Kindern, klatscht in die Hände, sagt: »Hergehört, es gibt Arbeit!«

Wir stellen uns gleich in eine Reihe, wollen nicht diskutieren, bei Großmutter hat es dieses Wort sowieso nie gegeben. Die Erinnerungen werden vom Schlitten gehoben und dem Hintermann zugeworfen, der letzte in der Reihe stellt sie auf. Großmutter ist ganz außer Atem. Sie läuft die Reihe entlang, vor und zurück, und zeigt und ruft: »Vorsicht ... nicht zu schnell ... richtig ausholen ... zielen will gelernt sein ... nicht einschlafen, Erinnerungen, die vorbeifliegen, sind für immer weg.«

Währenddessen kümmert sich Großvater um den Traktor, gibt ihm Wasser und Öl. Weihnachten sei für alle da.

Alles ist an seinem Platz.

Plötzlich finde ich mich in der gemütlichen Wohnstube wieder. Es duftet sogleich nach den Weihnachten jener Zeit. Der dicke Kachelofen leckt sich mit gelber Zunge über seine Ofentürlippen, das Weihnachtsfirmament, von einer kleinen, rotierenden Lampe an die Decke geworfen, zieht gemächlich über den Stubenhimmel, begleitet von einem kugelrunden, lachenden Mond. Im Nu sitzt Großmutter wieder in ihrem Schaukelstuhl, als wäre sie all die Jahrzehnte nie weg gewesen, und schaukelt unter ihrem Lieblingsfenster, zwischen Weihnachtsbaum und Schwibbogen und Adventskranz, strickt Schals und Socken und Pullover oder liest Zeitung und erzählt wie nebenher Weihnachtsgeschichten, von denen sie stets behauptet, sie sei dabei gewesen oder habe es von jemandem gehört, der dabei gewesen sei, und, nein, wo ich denn hindenken würde, zu glauben, man könne sich so etwas ausdenken. Großvater steht schon wieder in seiner Werkstatt, repariert für Freunde Pyramiden, Plattenspieler, Schneebesen und Lichterketten.

Manchmal kam es mir so vor, als hätte Großmutter ein paar ihrer Geschichten aus der Zeitung, die sie gerade in den Händen hielt. So eine Zeitung käme doch in der Welt herum und sonstwo, also, warum nicht. Ich nahm mir damals vor, sollte ich, entgegen Großmutter's gutem Rat, doch erwachsen werden, mein Leben lang solch spannende Zeitungen zu lesen. Nachdem ich mir die ersten Zeitungen gekauft hatte und las und dachte, falsche Zeitung, und mehr kaufte und dachte, falsche Zeitung, dachte ich anschließend, wie viele falsche Zeitung könne es denn geben? Zwar standen da Geschichten, ermüdend kurze und ermüdend lange, dazu schlecht ausgedacht und aufgeschrieben, mit magersüchtigen Königinnen, Hexen, die allesamt blendend

weiße Zähne hatten, Frauen, die aus der Not heraus Frauen heirateten, Hofnarren, die ernsthaft von Tribünen winkten, Prinzessinnen, die Hosen trugen, mickrige Männer ohne Rüstung, die zu Rittern geschlagen wurden, alles unmögliche Figuren, die sich auch noch toll fanden und laufend wiederholten. Ich war schnell von Zeitungen geheilt. Auch wenn die sich zwischendurch etwas geändert hatten, die schlecht ausgedachten Märchen mit den albernen Figuren waren geblieben. Leider sterben Zeitungen nicht. Ich hätte lieber Großmütter am Kiosk.

Wenn Großmutter jetzt in ihrem Schaukelstuhl sitzt, möchte sie weniger ihre Ruhe und sagt mir nicht, wenn ich laufend Fragen stelle, dass ich mir an der Katze ein Beispiel nehmen solle. Nein, sie freue sich, die Stille im Jenseits sei, abgesehen von der Jammerei, furchtbar still, und sie wäre froh, dass ich mir an der Katze kein Beispiel nehme, wie es mir überhaupt gehe, habe sie mich doch vermisst, und ob diese neumodischen Weihnachten etwas taugen würden, was sie mit »wahrscheinlich nicht« gleich selbst beantwortet. Sei es drum, man müsse ja nicht jede Mode mitmachen. Und dann sagt sie, wie jedes Jahr, ich könne mein Spielzeug ausnahmsweise in die gute Stube holen, die Kerzen zünde sie aber selbst an. »Ich kann ...«, will ich sagen. »Nein, nein«, widerspricht sie, auch die Feuerwehr müsse Weihnachten vorbereiten und hätte jetzt keine Zeit, irgendwelche Brände zu löschen.

Ich ziehe also meine Spielzeugkiste in die gute, warme Stube. Draußen klirrt der Frost, als hätte er Polterabend und zerdeppere sein ganzes Porzellan, obwohl seine Bräute regelmäßig Reißaus nehmen, und weil ihn das ärgert, schlägt er seine kleinen, spitzen Zähne in die Fensterrahmen und Dachrinnen, um zornig an

ihnen herumzuknabbern, bis es anständig knirscht. Sein Liebeskummer verfliegt aber schnell. Im nächsten Moment schaukelt er schon wieder gutgelaunt in glitzerndem Jackett auf dem Zweig der Tannenbäume, lässt die Beine baumeln, und seine blauen Festtagsschuhe mit den Kristallschnallen funkeln im Takt.

Als ich meine Kiste an ihren Platz stelle, ruft mir Räucher- mann Schorsch, ein außer Dienst gestellter Schornsteinfeger, von der Anrichte entgegen, dass er immer noch gern rauche, weil ich ihn jedes Jahr frage, wegen der Gesundheit, nein, nein, er könne sich nichts Schöneres vorstellen, als eine Pfeife nach der anderen zu rauchen, im dicken Nebel unerkannt zu bleiben und den Staub, der sich übers Jahr in ihm angesammelt hätte, einfach rauszuhusten, und – falls ich das denke – Rauchen sei nicht so ungesund wie immer behauptet. »Guck mich an, sehe ich krank aus?« Und ehe ich antworte, sagt er: »Na, also.«

Teddybär Berlin lehne ich an ein Tischbein. Den brachte mir Vater aus Berlin mit. Ich guckte zu ihm hoch und nannte ihn gleich Berlin. Stellt euch mal nebeneinander, sagte Großmutter damals, als ich ihn das erste Mal zu ihr mitnahm. Sie musste Berlin halten, der konnte nicht allein stehen, er sei ein Bär und keine Standuhr, sagte er, als ich ihn daraufhin angesprochen hatte. Jedenfalls machte Großmutter zwei Striche, links an den Türrahmen und rechts. Ich sagte, sie solle die Ohren nicht mit messen. Sie messe meine Ohren nicht mit, erwiderte sie. Ich meine die von Berlin, sagte ich. Ach so, egal, ich glaube, sagte sie, Berlin ist drei Zentimeter eingegangen. Nein, ich sei drei Zentimeter gewachsen, widersprach ich, woraufhin sie meinte, gut, überprüfen wir das. Ich solle Berlin eine Woche lang messen, ginge er nicht mehr ein, wäre bewiesen, dass ich wachsen würde.

Ich krieche unter den Tisch und frage ihn, was wir spielen wollen. Friedensfahrt, sagt er.

Aber im Winter, da wäre doch Skifahrt besser? Wir hätten aber keine Skifahrer, meint er, sondern nur Radfahrer. Da hat er recht. Friedensfahrt. Kein Schnee oder Eis auf der Strecke. Windstill. Außerdem kann man Frieden auch im Winter gut gebrauchen. Also, optimale Bedingungen. Meine sieben hölzernen Radfahrer, die für Großvater schon ins Rennen gegangen sind, kann man alle einzeln von den Rädern nehmen. Sie stehen nach ein paar Minuten des Aufwärmens an der Startlinie: Auf die Plätze, fertig, los. Als die ersten auf ihre Rennmaschinen hüpfen und in die Pedale treten und ich ihnen hinterhergucke, träume ich sofort von dem neuen Fahrrad, das ich mir zu Weihnachten wünsche. Mein erstes Fahrrad. Während ich so Löcher in den Teppich starre und Fahrräder sehe, zündet Großmutter am Weihnachtsbaum die letzte Kerze an, setzt sich wieder in den Schaukelstuhl, raschelt die Zeitung rüber und schlägt sie auf. Als ich hingucke, denke ich, die Zeitung warte auf Großmutter und schaukle schon mal vor, doch sie sitzt längst dahinter und schaukelt mit.

Hinter den Fenstern wirft der emsige Winter, von einem heftigen Wind gezaust, dem alten Tag, der sich, müde geworden, auf seinem riesigen Bett ausstreckt, eine dicke weiße Decke über. Die Kerzen leuchten, es duftet nach Holz und Pfefferkuchen, der Schornsteinfeger Schorsch raucht, als müsse er eine Norm erfüllen oder besser sein als der Oberlehrer Ludwig, der drüben auf dem Fernseher steht und gegenqualmt. Schneeflocken klammern sich an die Fenster und beginnen, sie zu bemalen. Die Bergmänner im Schwibbogen wischen sich die Hände an den Schürzen ab, die Frauen legen ihre Klöppelarbeiten bei-

seite, machen Feierabend, und die Pyramide dreht sich so schnell, als wolle sie abheben.

Großmutter hatte mir das mit der schnellen Pyramide irgendwann erklärt, denn sie würde nicht von ungefähr so sausen. »Siehst du, hier«, sagte sie und zeigte, »das ist die Maria, in der Wiege ihr Kind, und hier der Esel. Der Josef, das ist der hier, der guckt traurig, siehst du.«

»Warum?«, fragte ich.

»Gewisse Leute wollen ihm einreden, er sei der Vater dieses Kindes. Darüber denkt er schon sehr lange nach, ob er nicht doch dabei gewesen sein könnte. Je länger er aber darüber nachdenkt, umso mehr glaubt er, dass man ihn veralbert, deswegen spricht man auch vom Glauben.«

»Aber wer ist denn dann der Vater?«, fragte ich.

»Der Heilige Geist soll mehr wissen«, antwortete Großmutter, »manch einer behauptet sogar, er selbst sei der Kuckuck.«

»Kuckuck?«

»Das erklär ich dir später«, sagte sie, »jetzt geht es um den armen Josef. Der ahnt, dass seine Frau ihn betrogen hat und möchte sie verlassen. Siehst du, wie er rennt.«

»So richtig von der Stelle kommt der Josef aber nicht«, sagte ich.

»Das ist der Nachteil eines Kreises«, sagte Großmutter, und malte einen Kreis in die Luft. »Zu der Zeit wussten die Leute noch nicht, dass ein Kreis kreist. Selbst dann, mal angenommen, der Josef käme tatsächlich weg, hätte er die Maria bald wieder vor der Nase. Merke dir also, wenn du mal von einer Frau schnell wegwillst, gucke erst, ob du in einem Kreis stehst.«

»Ein Viereck geht aber auch nicht.«

»Bei einem Viereck«, sagte Großmutter, »kann man sich hinter einer von vier Ecken verstecken. Wenn es sich aber dreht, hat auch das wenig Zweck.«

»Der Josef sitzt in der Klemme«, sagte ich.

»Bei ihm stirbt der Glaube zuletzt, also wird er weiterrennen«, sagte Großmutter.

Der Adventsstern schimmert rot am Stubenhimmel, die Weihnachtstanne guckt an sich runter, um hier und da noch eine Kugel zurechtzupfen, worüber sich der Ofen amüsiert, knisternd und ein wenig polternd lässt er immer mal sein gelbes Grinsen sehen.

Die Friedensfahrer sind auf der Strecke. Ich nehme Berlin, wir stehen auf und gucken hinter den Tisch, ob sie schon im Sofa-Tunnel verschwunden sind. Großmutter schaukelt und liest. Sollte ich mein neues Fahrrad bekommen, würde ich nächstes Jahr bei der Friedensfahrt mitfahren.

Plötzlich horche ich auf. Großmutter sagt: »Plauz Kardauz Feuerzimt und Pfefferschwefel, spionierst du nach deinem Geschenk, dann bedenk, bist du zu nahe dran, wirst du ein altbackener Pfefferkuchenmann, Kardauz Plauz Zuckerblut und Mandelglut.« Ich gehe näher ran. Sie sagt noch: »Ja, ja, so oder so ähnlich spricht das Weihnachtsteufelchen.«

Weihnachtsteufelchen. Friedensfahrer hin oder her. Ich gucke auf die Zeitung, hinter der ich Großmutter vermute, denn gleich würde ich mehr erfahren. So geht es immer los. Großmutter nimmt die Zeitung langsam nach unten. Ihre Brille balanciert auf dem Zeitungsrand wie ein Fahrrad. Da ist es wieder, anscheinend sehe ich überall Fahrräder.

Am ersten Advent hatte ich mit Großmutter zusammen einen Wunschzettel geschrieben, und das Fahrrad, mit dem d mit Bauch, ganz oben und dick rot vermerkt. Wenn ich nächstes Jahr in die Schule käme, sagte sie, solle ich schnell und ordentlich schreiben lernen, bei mehr als zwei Fehlern in siebzehn Wörtern würde der Weihnachtsmann Wunschzettel nicht mehr bearbeiten.

Ich könne doch schon ein bisschen schreiben, sagte ich.

Mag sein, erwiderte sie, aber es hieße, zwei Fehler in siebzehn Wörtern, bei mir wäre es umgekehrt, und was mit meinem Roller sei? Ein Fahrrad wäre doch viel komplizierter, man müsse Balance halten und immer treten.

Der Roller sei zu langsam, sagte ich, hätte kein Licht und ich müsse stehen.

Sie schicke den Wunschzettel gleich ab, versprach sie, seitdem hüllt sie sich in Schweigen. Auch übers Fahrrad höre ich nichts mehr, und Großvater sagt, das läge jetzt alles in den Händen des Weihnachtsmannes.

Der Stuhl schaukelt. Großmutter nickt. Weihnachtsteufelchen. Vielleicht steht etwas über ihn in der Zeitung. Weihnachtsteufel entführt Weihnachtsengel, wer kann Angaben machen, die Polizei bittet um Mithilfe, oder so ähnlich.

Wenn ich spiele, können Erwachsene um mich rumsitzen und acht Stunden lang reden, mit mir, über mich, meist über mir, dann mache ich es wie Großvater, wenn ihn Großmutter nicht zu Wort kommen lässt und er sagt, er verstehe nur Bahnhof.

Weihnachtsteufel bleibt aber hängen, obwohl ich es vermeiden will, Erwachsene interessiert anzugucken, weil sie dann denken, ich interessiere mich, und dann stehe ich vor denen

und nicke wochenlang. Großmutter ist aber keine richtige Erwachsene im Sinne eines richtigen Erwachsenen. Sie sagt nicht irgendwas, schon gar nicht in der Weihnachtszeit. Spricht sie von einem Weihnachtsteufel, meint sie es ernst. Ich gucke interessiert.

Vom Teufel weiß ich wenig, auch nicht, dass er sich für Weihnachten interessiert. Nur so viel: Tante Ella, Omas Schwester, die nach dem Gottesdienst immer bei uns vorbeikommt, um einen Kaffee zu trinken und laufend antwortet – sie braucht man nichts zu fragen, sie antwortet ständig –, hat mir geantwortet, dass der Teufel viel pfiffiger sei als der liebe Gott.

Großmutter nimmt die Zeitung zur Seite und sieht mich an. »Man spricht zwar von einem Weihnachtsteufelchen, aber ...«, dann ist die Zeitung wieder zwischen uns.

Oma ist ein Erzähl-Raubvogel, kreist, sucht nach Beute, erspäht, nagelt fest und stürzt sich drauf. Ihre dunklen Augen passen dann kaum noch hinter die Brillengläser, und sie merkt immer, wenn ich mehr wissen will. Uninteressiert auszugehen gelingt mir bei ihr nie. Sie hat mich am Haken.

Ich hole meinen Hocker und setze mich nahe an den Schaukelstuhl, bleibe aber außerhalb seiner Schaukelreichweite. Ich solle auf meine Finger aufpassen, warnt Oma immer, Finger blieben im Teppich, die gingen nicht mehr raus.

Früher hat mich Großmutter hochgenommen. Mittlerweile sei ich ihr aber zu schwer. Ich wäre im Prinzip nicht weitergewachsen, hätte sie mich nicht ordentlich mit Essen versorgt, sonst hätte sie mich gut und gerne noch dreißig Jahre hochnehmen können, aber weiter zu wachsen sei auch von Vorteil, sagt sie, denn auf kleinen Leuten trample das Leben besonders gern herum.

Ich warte. In der warmen Stube knistert die Vorweihnachtszeit. Der Ofen macht ein ernstes Gesicht, gar nicht seine Art. Er flüstert, als wisse er mehr, verrät aber nichts, denn in diesen Momenten stecken sie alle unter einer Decke. Großmutter sagt hinter der Zeitung, dass sich das Weihnachtsteufelchen nur für gewisse Leute interessiere.

»Für wen denn?«, frage ich.

»Für Leute«, sagt sie, nimmt die Zeitung rüber, guckt mich über die Brillengläser ernst an, »die es nicht lassen können, vor der Bescherung noch nicht geschenkte Geschenke auszuspionieren.« Und sie sagt noch: »Aber ...«, und verschaut sich wieder hinter der Zeitung, Brille weg, nur noch ein Schopf grauer Haare. Das macht sie immer. Erzähltrick, nennt sie das. Nach dem Aber müsse der talentierte Erzähler 44 Sekunden warten, um es vielleicht zu wiederholen, oder nicht. Das Aber ließe gar nichts oder alles offen, zwei Aber noch viel mehr. Meine Neugier ist auch ohne Aber geweckt. Großmutter hört meine Neugier noch vor mir. Sie meint, dass große Neugierden eher gehört würden als kleine, weil sie viel mehr Krach machten. Gleich würde sie noch mal Aber sagen. Tatsache, sie sagt: »Aber du darfst nicht denken, dass ein Weihnachtsteufelchen harmlos ist, bloß weil es putzig klingt.« So wie ein Kanönchen eine Kanone bliebe, so bliebe ein Teufelchen ein Teufel. Es hieße auch nicht Weihnachtsteufelchen, erzählt sie weiter, weil es besonders weihnachtlich sei. »Nein, nein, es wird nur in der Weihnachtszeit aktiv. Dabei kann es Weihnachten nicht ausstehen, den Weihnachtsmann nicht, keine Kinder, die Geschenke suchen, also alle, keine Räucherkerzen und noch ein paar Sachen, die noch nicht alle bekannt sind.«

Großmutter steht auf und wechselt die Kerzen, versorgt die Räuchermänner und bringt zwei Teller mit Pfefferkuchen und Zimtplätzchen. Erzählkost heißt das bei ihr. Einen Teller stellt sie zu mir auf den Teppich, einen auf ihren kleinen Servierwagen. Sie gibt mir noch einen Schokoladenweihnachtsmann und sagt, den hätte jemand im Flur verloren, ich solle mich beeilen, bevor derjenige es merke und zurückkäme. Sie setzt sich, beginnt zu schaukeln und sagt: »Keiner weiß genau, woher das Weihnachtsteufelchen kommt, in der Bibel ist es nicht erwähnt, ob es auf eigene Rechnung arbeitet oder bei jemandem unter Vertrag steht, bleibt im Dunkeln. Es gibt nur ein paar zwielichtige Zeitzeugen, die meinen, es zeitarbeite gar für den Weihnachtsmann. Sei es, wie es sei. Wichtig zu wissen für jemanden, der es wissen möchte: es sieht schlecht, hört dafür gut, rutscht auf Eis aus, meist rechts, weil es ja rechts einen Huf hat. Die besten Chancen, nicht erwischt zu werden«, dabei guckt sie mich wieder an, »haben die Geschenkpione, die mit einem Räucherkerzchen auf dem Kopf auf einem Bein hüpfen. Dann nämlich denkt das Weihnachtsteufelchen, es hört nur sich selbst.«

»Was ist, wenn das Teufelchen jemanden erwischt?«, frage ich.

»Es schrumpft das gefundene, nichtgeschenkte Geschenk so klein, dass es nicht mehr zu gebrauchen ist, winzige Mützen, kaum mehr sichtbare Eisenbahnen oder Skier, klitzekleine Schuhe, Kleider, die in Streichholzschränken passen, zum Beispiel. Damit aber nicht genug, verwandelt es den erschreckten Ertappten im selben Augenblick in einen altbackenen Pfefferkuchenmann.«

»Aber die Geschenke«, sage ich, »die bringt doch erst der Weihnachtsmann.«

»Manchmal muss er vorher etwas bringen«, erwidert Oma, »stellt es bei den Leuten ab. Die kriegen das gar nicht mit. Große, sperrige Sachen, zum Beispiel, einen Kran, einen Tintenfisch, eine Rakete. Oder Geschenke, die nicht stillhalten, Stehaufmännchen. Stehaufmännchen, die während einer holprigen Fahrt immer wieder aufstehen und nachher sofort beschert werden, sind so müde, dass sie nur noch umfallen, nicht mehr stehen. Was will jemand mit einem Umfallmännchen, hat er sich ein Stehaufmännchen gewünscht? Kann es aber ein, zwei Tage bis zur Bescherung ausruhen, steht es auch wieder auf.«

»Wer wünscht sich denn einen Tintenfisch?«, frage ich.

»Hast du eine Ahnung! Hör zu, wenn du demnächst in die Schule kommst und schreiben lernst, dir die Tinte ausgeht, wirst du froh sein, wenn du einen Tintenfisch in der Tasche hast.«

»Und wenn jemand zufällig ein Geschenk findet«, frage ich, »wird der trotzdem zu einem altbackenen Pfefferkuchenmann? Da kann doch keiner was dafür.«

»Niemand findet zufällig ein Geschenk, weil Finden von Suchen kommt, also Vorsatz, kein Zufall«, sagt Großmutter.

»Kann man wieder rückverwandelt werden?«

»Ich kenne niemanden, der rückverwandelt.« Großmutter guckt wieder in die Zeitung, aber gleich sagt sie noch: »Warte, es gab da einen Vorfall, ein Schulkamerad von mir, der Erwin, ja, der hatte aber nur Glück, weil sein kleinerer Bruder dabei war. Die beiden haben einen Tag vorm Heiligen Abend nachts Geschenke ausspioniert. Die lagen gegenüber ihres Hauses in einem Schuppen. Erwin, der sich ein Feuerwehrauto wünschte, schlich als Erster in den Schuppen. Sein Bruder sollte draußen

Schmiere stehen. Rainer, also der Bruder vom Erwin, stand da so unter dem schmalen Vordach, es war bitterkalt und schneite, als er drinnen plötzlich ein Poltern hörte, ein grusliges Gekicher, im kleinen Fenster zuckte ein greller Blitz und aus den Ritzen roch es nach Schwefel. Rainer war erstarrt, wusste nicht, was er tun sollte, denn der Erwin kam nicht zurück.«

»War der Erwin weg?«, frage ich.

»Als es Rainer nicht mehr aushielt, vor Kälte und Angst zitterte, kaum noch die Finger bewegen konnte, die Füße taub, die Beine steif, drückte er mit beiden Händen mühsam die Klinke und öffnete einen Spaltbreit die Tür. Er spähte in den kohlrabenschwarzen Streifen, nur mit einem Auge, dem warmen, das noch gucken konnte. Erwin!, flüsterte er, kaum dass er sich selbst hörte mit dem einen Ohr, das noch warm war. Erwin, rief er schon etwas lauter. Keine Antwort. Es roch immer noch nach Schwefel. Er fasste sich ein Herz, das er kaum zu fassen bekam, weil es ihm in die Hose gerutscht war, machte noch zwei, drei Schritte in die Dunkelheit, und gegenüber, unterm Fenster, in einem schwachen Widerschein, erblickte er auf einer Kiste ein daumennagelgroßes Feuerwehrauto neben einem altbackenen Pfefferkuchenmann mit einem schreck-erstarreten Gesicht.«

»Und dann?«

»Naja«, sagt Großmutter und legt die Zeitung beiseite, »ich selber war ja nicht dabei. Mir hat seinerzeit Tante Ella davon erzählt, und die hatte es von Paula, der Schwester von Erwin und Rainer, die mit ihr in dieselbe Klasse ging, aber, wie gesagt, Schwestern sind in der Regel unglaublich, egal von wem sie gerade Schwestern sind.«

»War Erwin für immer verschwunden?«, frage ich.

»Erstmal ja«, sagt Großmutter, »aber sein Bruder, der damals schon das hellere Licht von den dreien war, reagierte sehr schnell.«

»Wie denn?«

»Also, das habe ich auch bloß von Tante Ella, verbürgen kann ich mich nicht, du kennst doch meine Schwester, selbst wenn sie's aus erster Quelle gehört hätte, hört sie nur ein Drittel, versteht ein Drittel und beim letzten Drittel gehe ich davon aus, dass die Hälfte nicht stimmt. Nun hat sie es aber aus dritter Quelle, wobei die dritte Quelle auch eine Schwester gewesen ist, also, verrechnet man das miteinander, kommt man höchstens auf null oder sogar minus zwei Informationen.«

»Aber du weißt doch was«, dränge ich.

»Gut, auch auf die Gefahr hin, dass es nicht stimmt, sage ich, wie ich's gehört habe: Rainer dachte, so aus dem Bauch raus, er müsse den Pfefferkuchenmann, also seinen Bruder, so schnell wie möglich aus dem Weihnachtsteufelskreis bringen. Er packt ihn also, rennt nach draußen, entlang des Zaunes bis zum Ende, und wirft ihn drüber, rennt zurück, steigt nach oben ins Zimmer, um den Wecker zu fragen, ob er ausnahmsweise mal zwanzig Minuten wiederholen könne. Es ginge um Leben und Tod, sagte Rainer zum Wecker, der sofort eines dieser unfreundlichen Dienstgesichter aufsetzte. Du weißt doch selbst, wie wichtig sich Wecker nehmen, und natürlich kriegte der sich kaum noch ein, von wegen, wo kämen wir denn hin, wenn jeder, der Zeit verbockt, sie zurückdrehe, um noch mal zu probieren, wären wir tausend Jahre zurück, und Zeitarbeiter wie er, zum Beispiel, würden gar nicht mehr gebraucht usw. usw. Daraufhin nahm der Rainer den Wecker, hielt ihn aus dem Fenster und drohte damit, ihn fallen zu lassen, wenn er sich

nicht schleunigst besinnen würde, und der Wecker, der sonst stolz und laut und lange klingelte, bimmelte nur noch armselig vor sich hin und fuchtelte mit den Zeigern und rief, schon gut, schon gut, schließlich sei Weihnachten, und zwanzig Minuten würden gerade noch unter kleine Gefallen fallen, er wollte doch bloß ... Rainer, der den Wecker mit vier Fingern hielt, nahm noch zwei weg, und der Wecker schrie herzerreißend, nein, Hilfe, ja, ich mach's. Als er wieder auf dem Nachttisch stand, bat er um absolute Ruhe, hielt die zwei Zeigerspitzen gegeneinander, schloss die Augen, murmelte zwanzigmal tack, tick, bis sich die Zeiger auf dem Zifferblatt ausstreckten und zwanzig Minuten zurückwanderten. Plötzlich lag Erwin wieder in seinem Bett, schlief tief und fest. Rainer rannte die Treppen runter, nahm den Schlüssel vom Brett, verschloss die Haustür zweimal, steckte den Schlüssel ein, ging zurück ins Zimmer, wo Erwin bereits vor seinem Bett stand, und meinte, sie müssten jetzt los, woraufhin Rainer erwiderte, er habe nachgesehen, die Haustür sei verschlossen und der Schlüssel weg. Erwin gähnte und sagte, schade, aber nächstes Jahr gucken wir bestimmt, legte sich wieder hin und schlief sofort ein.«

»Warum hatten sie keine Räucherkerzen dabei und sind auf einem Bein gehüpft?«

»Schlechte Vorbereitung«, sagt Oma, »man wusste damals auch noch nichts Genaues. Heute weiß man zumindest, dass das Weihnachtsteufelchen ständig niest, wenn es in die Nähe eines rauchenden Räucherkerzchens kommt, und man am besten im Umkreis von zwei Kilometern alle Taschentücher wegräumt. Außerdem hat man herausgefunden, dass es Personen sehr gut hört, wenn sie Schritte mit zwei Beinen machen.«

Ich denke, während Oma wieder liest und schaukelt, sollte es zum Äußersten kommen, mein Weckermond hilft mir bestimmt ohne Gemecker. Oder ich gucke dieses Jahr doch nicht. Aber wenn der Weihnachtsmann das Fahrrad schon gebracht hat, steht es vielleicht irgendwo, jetzt, in diesem Augenblick, und wenn ich's kriege, ärgere ich mich, dass ich vorher nicht geguckt habe. Ich nehme mir einen Pfefferkuchen, bin in Gedanken, öffne die Augen, vor mir in der Hand halte ich einen Pfefferkuchenmann. Der lacht zwar, aber was heißt das schon? Ich drehe ihn um. Großmutter beugt sich zu mir und sagt: »Der ist nicht altbacken und kein Kind gewesen, hätte ich gemerkt, Kinder backen länger.«

Es klingelt an der Haustür. Ich gehe und mache auf. Es ist Karl, der Nachbar, er sagt, er habe Holz in der Scheune abgeladen. Karl ist zwei Meter groß und dementsprechend breit, und egal ob die Sonne scheint, wenn Karl irgendwo steht, wirft er mit riesigen Schatten um sich. Leute, die im Sommer vor oder hinter ihm stehen, werden nicht braun. »Was guckst du mich so an?«, fragt er.

»Kennst du den Weihnachtsteufel?«, frage ich.

»Klar. Der soll dieses Jahr in der Gegend sein, falls du Geschenke auskundschaften willst, sei vorsichtig.«

»Mach ich nicht«, sage ich.

»Was wünschst du dir zu Weihnachten?«

»Ein Fahrrad.«

»Das wird der Weihnachtsmann eher bringen, vielleicht heute Nacht, wenn er's nicht schon gebracht hat. Da könnte man schon mal gucken. Als ich vorhin in die Stadt bin, kam er mir zufällig entgegen, drüben auf dem Feld. Es seien drei Schlitten kaputt, rief er aufgeregt, er hätte nur noch eine Fachkraft,

müsse zweimal fahren, gar dreimal, noch dazu gebe es dieses Jahr mehr große Geschenke.«

»War vielleicht ein Tintenfisch dabei?«, frage ich.

»Nee«, sagt Karl, »Tintenfische winken, wenn man an ihnen vorbeifährt, acht Arme, die hätte ich gesehen.«

»Ein Fahrrad vielleicht?«

»Da war irgendetwas langes«, sagt Karl und nickt, »vielleicht ein Stück Lenker, genau konnte ich es nicht erkennen.«

Mein Fahrrad, denke ich, das ist bestimmt mein neues Fahrrad.

»Ich muss dann wieder«, sagt Karl, »bis morgen.« Wenn er die Treppen runtersteigt, wackelt das ganze Haus. Ich halte mich am Türrahmen fest. Manchmal denke ich gar, der Größe und der Stimme nach könnte Karl der Zwillingbruder vom Weihnachtsmann sein. Großmutter sagt aber, der Weihnachtsmann habe keine Geschwister, schon gar keine, die ihm ähneln würden.

»Karl hat Holz gebracht«, sage ich, und setze mich wieder neben die schaukelnde Zeitung.

»Vielleicht sollte man Räucherkerzchen auf Treppenstufen, Gardinenleisten, Fensterstöcken, in Dachluken und vor Zimmertüren«, sagt Großmutter und nimmt sich einen Pfefferkuchen. »Ach, falls«, sie guckt mich an, »nur falls du doch jemanden kennst, der vor der Bescherung Geschenke sucht, soll er unbedingt auf einem Bein hüpfen. Oder hatte ich das schon erwähnt?«

»Hattest du«, sage ich. »Aber warum auf einem Bein?«

»Das hatte ich noch nicht erwähnt?«

»Ich hab's nicht verstanden.«

»Also, den Teufel hörst du nur, wenn er rechts auftritt, weil dort der Huf klappert. Hört er aber jemanden in der Nähe

zweimal auftreten, wird er stutzig, er selbst kanns ja nicht sein, er selbst hört sich ja, verstehst du?«

»Nicht so richtig.«

»Ganz einfach«, sagt Großmutter, »das Weihnachtsteufelchen hört nur gut, wenn nichts zu hören ist.«

»Das versteh ich gar nicht.«

»Hör zu, wer keine Geschenke vorher auskundschaftet, muss das auch nicht alles verstehen. Aber eins noch: Wenn das Weihnachtsteufelchen Rauch in die Nase bekommt oder in die Augen, muss es ständig niesen. Die ganz Schlaunen stellen sich, wie gesagt, ein Räucherkerzchen auf den Kopf, nehmen den Rauch um sich rum immer mit, und ein Teufel, der ständig niesen muss und kein Taschentuch findet, kann stutzig werden, wie er will, er bleibt ein armer Teufel, egal, ob er für die Großen arbeitet oder ehrenamtlich.«

»Woher weißt du das alles?«, frage ich, »hast du auch gesucht?«

»Ich doch nicht. Ich habe aber vorige Woche zufällig einen Extra-Artikel darüber in der Zeitung gelesen.«

»Hast du die Zeitung noch?«, frage ich.

»Nein«, sagt Großmutter, »gerade die hat Großvater verbrannt, du kennst ihn ja.« Sie nimmt sich noch einen Pfefferkuchen und verschwindet wieder hinter der Zeitung.

Ich kann nichts mitschreiben, was Großmutter sagt, zu schnell, und ich kann ja kaum schreiben. Als ich nach der Zeitung fragte, habe ich mich vielleicht schon verdächtig gemacht. Also, selbst wenn ich schreiben könnte, würde ich hier auf keinen Fall etwas mitschreiben. Ich muss mir alles merken, Räucherkerzen, Fensterbrett, Kopf, Taschentücher, auf einem Bein

hüpfen. Will ich nach dem Fahrrad gucken, muss ich eine Stunde eher lossuchen. Ich habe kurze Beine, beim Hüpfen bloß eins davon, die Wege sind lang und gehüpft wahrscheinlich das Doppelte. Karl glaubt, einen Lenker gesehen zu haben, was sonst für ein Geschenk hat einen Lenker? Morgen ist schon Weihnachten, zu glauben, ich kriege ein Fahrrad, es aber nicht zu wissen, das halte ich kaum aus. Das Teufelchen sei in der Gegend, hat Karl gesagt. Karl ist ein Erwachsener, der redet auch viel, wenn die Leute kleiner sind. Oder ich gucke dieses Jahr nicht. Aber ich will es wissen. Ich kann leise und schnell. Letzten Sonntag erst bin ich mit einer Katze um die Wette gerannt. Großvater bewertet immer Zeit und Krach. Er zieht seine Taschenuhr blitzschnell aus der Weste, die kann Zeit und Geräusche stoppen, und er ruft: »Uhr läuft!« Die Katze ist nach drei Metern plötzlich links abgebogen, tat so, als müsse sie dringend irgendwohin. Sie hat aufgegeben, sagt Großvater, ich sei zwei Sekunden schneller gewesen, und im Gegensatz zu mir habe die Katze mehr Krach gemacht als ein galoppierendes Pferd auf einem Ofenblech. Aber auf einem Bein, da würde mich die Katze auslachen. Oder ich gucke doch nicht, wegen der paar Stunden, die sind aber lang. Mein Weckermond sagt außerdem, wenn ich ihn frage, er könne die Zeit nicht schneller vergehen lassen, das wäre gegen die Regel. Wenn das aus dem Ruder lief, wäre ich vielleicht am Weihnachtsabend schon ein alter Mann und käme auf kein Fahrrad mehr.

»Aber es ist Weihnachten«, sage ich. »Gerade drum«, sagt er.

Und wenn's schiefgeht, als altbackener Pfefferkuchenmann zu enden, wenn dich keiner zurückverwandelt, den ganzen Tag

auf einem Teller liegen und hoffen, dass niemand Appetit hat. Ich freue mich doch auf die Schule, doof, wenn ich am ersten Tag als Pfefferkuchenmann dort ankäme, egal ob frisch oder altbacken, mich alle auslachen würden, noch dazu müsste jemand meine Zuckertüte tragen. Aber ein neues Fahrrad bleibt ein neues Fahrrad. Großmutter meint zwar, dass geduldige Kinder zum Arzt müssten, aber manchmal sagt sie, ich solle die Zeit abwarten.

So gern ich bei den Großeltern bin, aber hier etwas zu suchen, ist überhaupt nicht einfach. Ein Fahrrad kann man nicht unters Kopfkissen legen oder auf den Kleiderschrank oder hinter eine Gardine stellen. Ich muss auskundschaften, ob alle Schlüssel am Brett hängen, alles abgesperrt ist. Ich muss außerdem alle Taschentücher wegräumen, was ich sowieso nicht mehr schaffe, da gibt's bestimmt eine Million, und Räucherkerzen an wichtigen Punkten aufstellen. Und ich brauche einen Räucherkerzenhelm, wenn ich den Rauch mitnehmen will, sonst brennen meine Haare. Das nächste Problem. Sollte mich Oma mit Streichhölzern erwischen, wird sie ausnahmsweise richtig erwachsen.

Großmutter ist noch hinter der Zeitung. Garantiert hört sie meine Gedanken. Plötzlich sagt sie: »Denke daran, du bist besonders gefährdet.«

»Wieso ich?«

»Nur so ein Gefühl«, sagt sie.

Ich gucke nach der Friedensfahrt. Ein Fahrer ist gestürzt. Ich nehme ihn vom Rad, lege ihn aufs Sofa, rufe einen Krankenwagen. Aber so richtig interessiert's mich nicht. Ich sage Berlin, er soll sich kümmern. Die anderen Fahrer kennen ihre Unterkunft, solln sie mal selbst sehen, wie sie hinkommen. Ich

geh nach oben in mein Zimmer. Zum Planen brauche ich Ruhe. Mein Zimmer hat ein kleines Fenster. Draußen schneit es wie verrückt.

Morgen gehe ich mit Großvater rodeln, hinterm Wald, Weihnachtsrodeln, wie jedes Jahr. Wir schmücken die drei kleinen Tannen am Zieleinlauf und rodeln draufzu. Es ist ein langer Hang, der noch zum Grundstück gehört, aber wir haben ein Pappschild gemalt: UNBEFUGTES RODELN VON UNBEFUGTEN GESTATTET, auf eine Zaunlatte genagelt und in den Boden gerammt.

Letztes Jahr hatte ich mir einen neuen Schlitten gewünscht. Großvater nimmt mich im Winter mit auf den Traktor, wenn er die Landstraße freischiebt, oder im Sommer auf den Mähdrescher. Letztes Jahr kurz vor Weihnachten schoben wir frühmorgens für das Milchauto die Straße frei. Es war noch stockdunkel. Von Großvater erkannte ich nur seine helle Mütze. Ich saß schräg hinter ihm, genau auf dem rechten Hinterrad, jedes Loch ein kleines Erdbeben, aber Großvater hatte zwei Haltegriffe montiert, wie auf dem Motorrad, jetzt flog ich kaum noch durch die Gegend. Der große Motor tuckerte aber immer noch durch mich durch. Ich redete wenig, wegen der Zunge und dem Geruckel. Zungen wachsen nicht nach, sagte Großvater. Im Licht der beiden riesigen Scheinwerfer wirbelten dicke Schneeflocken wie ein Schwarm weißer Schmetterlinge, an den Seiten wölbte sich uns der Schnee entgegen, wir flogen durch dicke, turmhohe Wolken, die Scheiben waren aus Milch. Großvater fragte plötzlich, was ich mir zu Weihnachten wünsche. Ich vergewisserte mich, dass der Traktor nicht hüpfte und sagte: »Einen neuen Schlitten.«

»Und«, fragte er, »hast du ihn schon gesehen?«

»Den bringt doch der Weihnachtsmann erst.«

»Der Weihnachtsmann bringt manche Geschenke früher.«

Großvater sah mich im Rückspiegel an, seine Zigarette klemmte im Mundwinkel, die Glut ließ kurz das Auge erkennen, das mir zuzuwinkerte und sagte: »Ich gucke immer, was ich kriege.«

Meinem alten Schlitten fehlte links ein Sitzbrett, so hatte ich links immer nach sechs Minuten einen nassen Hintern, der blieb sowieso nicht aus, aber *mit* Sitzbrett links eben erst nach einer halben Stunde. Ich entdeckte den neuen Schlitten schließlich in der Scheune unter zwei Strohbällen. Es war ein Hörnerschlitten. Jedoch lag in der Scheune kein Schnee, um ihn auszuprobieren, da war auch kein Hang. Noch dazu war es fast Mitternacht, draußen stockfinster, und was um Mitternacht draußen los ist, nannte Großmutter die Geisterstunde, von der sie mir schon ein paar Geschichten erzählt hatte. Also mit Geistern wollte ich mich keinesfalls rumärgern, zumal die auch nicht alle freundlich waren. Noch dazu war ich barfuß unterwegs. Schuhe machen Krach. Großmutter hört Ameisen, wenn sie schnell laufen und deswegen hecheln. Meine Füße waren fast erfroren. Ein kräftiger Wind fuhr in mich vorne rein und schoss hinten aus mir wieder raus, zerrte am Scheunentor, die Lüftungsklappen polterten eine schaurige Melodie, aber das kannte ich alles. Den großen, schweren Riegel konnte ich nicht vorlegen, wobei Großmutter sagt, dass Riegel gegen Gespenster sowieso nicht helfen. Ich hüpfte trotzdem auf den neuen Hörnerschlitten, dachte mir einen langen, schnellen Rodelhang, setzte Großvaters Mütze auf, die immer über der Sense hängt, und rief: »Bahne frei, Kartoffelbrei.« Am anderen Tag war ich erkältet und musste im Bett bleiben. Großmutter brachte

mir Tee und fragte, ob ich denn schon wüsste, dass Kinder, die nachts rausgehen, zu kleinen Schneemännern würden, für immer draußen stehen müssten, mit einer Möhre im Gesicht und einem Eimer auf dem Kopf, und wenn der Frühling käme, tauten sie weg, und ginge ich mal durch eine Pfütze, in der ein Eimer und eine Möhre schwammen, könnte das eines jener armen Kinder gewesen sein.

Glück gehabt, dachte ich.

Ich sitze auf der Bettkante und denke nach. Es klopft, die Tür geht auf, Großvater. Ich frage ihn gleich, ob er das Weihnachtsteufelchen kennt.

Er setzt sich neben mich und sagt, klar, es sei schon öfter hinter ihm her gewesen.

»Hat es dich erwischt?«, frage ich.

»Nein, bin ich denn altbacken!«

»Stimmt also, was Oma erzählt.«

»Jedes Wort«, sagt Großvater, »bis auf das, was durch Tante Ella verlorengegangen ist. Wenn ich mir ein neues Fahrrad wünschen würde, könnte ich auch keinen Tag länger warten, das dauert doch ewig bis zur Bescherung, Weihnachtsteufel hin oder her. Alles eine Frage der Strategie und Taktik.«

»Strategie und Taktik?«, frage ich.

»Die Strategie«, erklärt Großvater, »beschreibt den Plan, ein Ziel zu erreichen, die Taktik, wie man den Plan umsetzt.«

»Du willst mitmachen?«, frage ich.

»Ich hätte sowieso nachgeguckt«, sagt er, »habe mir für den Traktor ein neues Sitzkissen gewünscht.«

»Für den Traktor?«, frage ich, »der kann sich doch so hinsetzen.«

»Nicht für den Traktor, dem macht's nichts aus, wenn er auf dem harten Boden sitzt. Das Kissen ist für mich, das alte löst sich auf.«

»Ach, so. Ein Kissen, das würde ich nicht suchen, das ist doch langweilig.«

»Ich sitze aber gern auf einem weichen Kissen, so wie du auf einem Fahrrad sitzen möchtest. Ich kann es kaum erwarten, das neue Kissen auszuprobieren. Oder willst du lieber allein ...?«

»Nein, nein. Ich brauche ja jemanden für die Räucherkerzen, zum Anzünden. Kannst du einen Räucherkerzenhelm bauen?«, frage ich und gucke Großvater groß an. Er guckt groß zurück, nimmt die Mütze ab, kratzt sich hinterm Ohr und sagt: »Wird nicht einfach.«

»Wir machen erst die Strategie«, sage ich aufgeregt, »und nachher die Taktik.«

»So könnte es klappen.« Er setzt die Mütze wieder auf und geht zur Tür, dreht sich noch mal um. Ich solle neun Minuten warten, wenn wir zusammen rausgehen, fiele das auf, außerdem zu keinem ein Wort, auch nicht zu mir selbst, die Wände hätten Ohren, die Fenster Augen und den Türen könne man in der Weihnachtszeit sowieso nicht trauen.

Wir machen noch einen Uhrenvergleich. Er zieht seine Taschenuhr aus der Tasche, fünf vor fünf. Ich gucke auf den Wecker. Fünf vor fünf. »Halb sechs in der Werkstatt«, sagt er.

Der Wecker guckt aufgeregt hin und her. Ich stelle ihn auf halb sechs. Er freut sich, dass er helfen kann. Ich gucke zum Fenster raus. Schneeflocken hängen wie Gardinenzipfel an den Dächern. Die Hofweihnachtstanne ist nur noch ein Schimmer, als wäre sie tausend Meter unter mir. Schwibbbögen und Kerzen treiben in den Fenstern wie Irrlichter.

Ich warte neun Minuten, ziehe mich dick an, nehme den Mondwecker, um die Zeit nicht zu verpassen, gehe in den Hof, um so zu tun, als baue ich einen Schneemann. Ich darf nicht auffallen. Zehn nach fünf. An der einen Wand steht Omas Lieblingsbank, da stelle ich den Wecker drauf. Der Hof ist aus weißen Sternen. Der Schnee viel zu kalt, um einen Schneemann zu bauen. Ich möchte dabei nur unauffällig nach Sachen gucken, die anders sind als sonst. In Großvaters Werkstatt brennt Licht. Die Eiszapfen an der Dachrinne leuchten rundum, als wären sie mit der Werkstattlampe verbunden. Unser Hofweihnachtsbaum ist hier unten wieder groß und hell. Er steht acht Mal in den Fenstern ringsum, so als wäre alles ein großer Saal, in dem acht Weihnachtsbäume leuchten, deren Licht an den Fensterscheiben steht und gelegentlich nach draußen tropft.

Der Schneemann rutscht in sich zusammen, nicht mal ein Schneemännlein habe ich zuwege gebracht. Selbst wenn ich es bitte, stehen zu bleiben, jammert es, es könne nicht, die Schwäche in den Beinen und diese Kopfflosigkeit. Wenn ein Schneemann nicht will, sagt Großmutter, brauchst du gar nicht erst anzufangen.

Plötzlich fallen mir meine Spielsachen ein. Die liegen noch da. Zehn vor halb. Oma trägt mir nichts hinterher, sie sei Großmutter, was genug wäre, sagt sie, kein Spielzeughinterherträger, schon gar kein ehrenamtlicher. Ich nehme meinen Wecker. Ich muss unbedingt mit der Zeit gehen, ziehe nur die Schuhe aus. Großmutter sitzt noch im Schaukelstuhl, die Zeitung auf den Beinen. Die Räuchermänner rauchen nicht mehr, die Kerzen sind runtergebrannt, die Leute im Schwibbogen schlafen, haben aber das Licht brennen lassen. Großmutter sieht mich und sagt, sie ginge heute eher nach oben, vielleicht eine Erkältung, Groß-

vater würde sich ums Abendbrot kümmern, und dass es für mich keinen Grund gebe, nach dem Sandmann nicht sofort ins Bett zu gehen, und ich solle dran denken, dass sie das Schrubben der Zahnbürste auch oben hören möchte, und sie hätte in Mutters ehemaligem Zimmer Geräusche gehört, könnte aber der Wind gewesen sein. Ich wollte dazu noch einiges fragen, vor allem wegen der Geräusche. Eigentlich verirrt sich der Wind in dieses Zimmer nicht, weil es mittendrin liegt, aber Oma war schon im Flur und weg.

Heute Nacht brauche ich keine komischen Geräusche, tausendmal nachzufragen wäre aber auch wieder verdächtig. Vielleicht weiß Großvater mehr über den Wind, der es gerade heute schafft, in Mutters ehemaligem Zimmer Geräusche zu machen. Berlin hat sich nicht um die Friedensfahrer gekümmert. Ich nehme sie von ihren Rädern und lege sie in ihr Quartier. Während ich in Gedanken auf einem neuen, funkelnenden Fahrrad sitze, schnell wie Friedensfahrer über Berge und durch Täler sause, klingelt der Wecker Sturm und ruft obendrüber, es sei Zeit, der Termin in der Werkstatt. Ich packe ihn und laufe nach draußen. Halt, sage ich, die Schuhe. Die Strümpfe sind aber schon nass, zum Wechseln komme ich nicht mehr, Schuhe dran und los, Großvater wartet bestimmt schon.

»Guck her«, sagt er, als ich mich an die Werkbank lehne, und hält zwei Hälften eines alten Gummiballs in den Händen. »Ich habe mir Gedanken über den Räucherkerzenhelm gemacht. Ich brauche ja auch einen.« Er dreht eine Hälfte zu mir. »Hier oben«, zeigt er, »habe ich ein Loch gemacht, um einen kleinen Kerzenhalter reinzustecken für das Räucherkerzchen, außerdem einen Krümel Knete, damit es hält, schließlich hüpfen wir ja auf einem Bein, und was nützt der Helm, wenn

das Weihnachtsteufelchen zwar abhaut, aber wir keine Haare mehr haben.« Er gibt mir einen der Helme. Ich setze ihn auf.  
»Passt«, sage ich.

»Wackelt«, sagt Großvater, »dein Kopf ist zu klein.«

»Der wächst noch«, sage ich.

»Nicht bis Mitternacht«, sagt Großvater, »und vorausgesetzt, du hast einen dieser Köpfe erwischt, die auch mitwachsen.« Er nimmt mir den Helm wieder ab, dreht ihn nochmals und meint, er könne Riemen anbringen. Ein Räucherkerzenhelm müsse perfekt sitzen. »Dauert nicht lange«, sagt er und stülpt sich seinen über.

»Zu klein«, sage ich.

»Der muss eng anliegen.«

Großvater sieht aus wie Frau Holle mit Badekappe.

»Eins noch. Räucherkerzchen brennen nicht ewig, wir müssen uns sputen. Hast du eine Ahnung«, fragt er mich, »wo die Geschenke sein könnten?«

»Keine Ahnung, wahrscheinlich brauchen wir für die Suche schon zehn Räucherkerzchen. Weißt du nichts?«

»Naja«, sagt er, »nicht so richtig. Großmutter spricht mit mir nie über das, was sie mit dem Weihnachtsmann beredet. Ich glaube, sie traut mir nicht. Schuppen, Scheune, Garage, das wären meine ersten Kandidaten. Ein Fahrrad braucht Platz, ist unhandlich, da bleibt dem Weihnachtsmann keine große Auswahl, auch hier nicht. Oh, hätte ich fast vergessen.« Er stellt ein paar meiner Schuhe auf die Werkbank und dreht sie um. »Ich habe über die Sohlen noch eine Lage Filz geklebt«, sagt er, »ein normaler Schuh, der hüpf, macht zu viel Krach. Nimm die mit.«

Ich nehme die Schuhe. »Oma hat sich hingelegt«, sage ich, »wahrscheinlich ist sie erkältet.«

»Kein schöner Umstand«, sagt Großvater, »aber von Vorteil.«

»Wieso?«

»Wer hört die Flöhe husten?«

»Oma«, sage ich.

»Also.« Großvater guckt auf seine Taschenuhr. »Der Sandmann. Geh schon mal rüber. Ich komme nach. Wenn wir mit Abstand aus der Tür gehen, fällt das keinem auf.«

»Hier ist doch keiner«, sage ich.

»Bloß weil du niemanden siehst, muss noch lange nicht keiner da sein. Ein altes mongolisches Sprichwort sagt: Hüte dich vor niemandem, der da ist, den du nicht siehst.«

»Aber ...«, will ich noch was fragen.

»... der Sandmann«, sagt Großvater und zeigt zur Tür.

Wir sitzen beide vorm Fernseher und essen Brote, haben die Räucherkerzenhelme auf, meiner hat jetzt Riemen, die habe ich schon mal unterm Kinn festgemacht. Ich kann schlecht abbeißen, nur eingeschränkt kauen. Ziemlich straff, aber sicher, sagt Großvater, außerdem müssten sich die Riemen gewöhnen, das ginge beim Kauen besonders gut.

Ich bin aufgeregt und kriege nicht gar mit, worüber sich Fuchs und Elster unterhalten und denke, dafür, dass wir vielleicht die Geschenke nicht finden, haben wir uns ziemlich ins Zeug gelegt.

Nach dem Sandmann putze ich die Zähne. Ich habe das schon mal ausfallen lassen, Notfälle gibt's ja immer wieder, aber Großmutter hat sofort in der Tür gestanden und gemeint, sie hätte gar kein Schrubben gehört, ob die Zahnbürste keine Borssten mehr hätte. Ich bin sofort noch mal los, um Zähne zu schrubben, und Großmutter hat das linke Ohr ins Badezimmer

gehalten und gesagt, klingt gut. Also Zähne muss ich putzen, sonst gerät unser Plan in Gefahr.

Großvater kommt, als ich mit Berlin im Bett liege, setzt sich auf den Bettrand und sagt: »Also, um Mitternacht hole ich dich ab. Volle Montur, Räucherkerzenhelm, das extra leise Schuhwerk nicht vergessen. Ich kümmere mich um die Beweihräucherung unserer Route, übern Hof müssen wir schnell hüpfen, da nützen die Räucherkerzen nichts. Ich schiebe schnell noch drei Bahnen, zur Garage, zur Scheune, zum Schuppen, so vermeiden wir, dass der Schnee knirscht, Nachtschnee knirscht besonders laut.«

»Ist klar«, sage ich.

»In der Zeit, in der du schläfst – du kennst Großmutter, und wenn sie neunzig Grad Fieber hätte, würde sie nachgucken –, bereite ich vor, was vorzubereiten geht.«

»Gut«, sage ich und drehe mich auf die Seite. Großvater steigt die Treppe runter. Ich bin jetzt noch aufgeregter, an Schlaf ist gar nicht zu denken, ich zähle Weihnachtsteufelchen und dann schlafe ich doch ein. Ich träume, ich sei ein altbackener Pfefferkuchenmann, läge auf einem großen Teller, dessen Ränder in Flammen stehen. Vor dem Teller sitzt das Weihnachtsteufelchen, es trägt einen roten Latz mit einem aufgestickten Schneemann ohne Kopf, hat Messer und Gabel in den Händen, guckt auf mich runter und sagt, schmecken lassen. Als es den ersten Happen von mir abschneiden will, rüttelt mich jemand. Ich wache auf. Die Nacht schäumt weiß an mein Fenster. Der Weckermond schimmert, als sei er wirklich der Mond, seine Schnauzbartenden liegen übereinander in der Mitte der Stirn, Mitternacht. Großvaters Gesicht über mir, er hat einen rauchenden halben Ball auf dem Kopf. Ich erschrecke noch mal. Er sagt: »Aufwachen, wir müssen los.«

Während ich nach meinen Sachen taste, den Pullover verkehrt-herum anziehe, frage ich Großvater, ob alles ruhig sei. Bis auf die Schritte, die er auf dem Scheunendach gehört hätte, das Knacken in der Scheune und ein Poltern im Schuppen, wäre alles still.

»Schritte?«, frage ich.

»Komische Schritte, ungefähr so«, er pocht mit der einen Hand auf den Tisch, wischt mit der anderen hinterher, pocht mit der einen, wischt mit der anderen. »Fällt dir was auf?«, fragt er.

Ich habe mit meinem Pullover zu tun, Klopf, Wisch, Klopf, dann halte ich inne. »Du meinst ...«

»... könnte sein«, sagt Großvater, »es klang wie Huf, Fuß, Huf, Fuß, entweder das Weihnachtsteufelchen oder eine Dachkatze mit Holzbein oder ein ganz gewöhnliches Gespenst.«

»Gespenster fliegen«, sage ich und finde nur einen Ärmel.

»Nicht bei dem Wetter«, entgegnet Großvater.

»Karl hat gesagt, das Weihnachtsteufelchen würde dieses Jahr in unserer Gegend sein.«

»Siehst du.« Großvater nickt wie der Weihnachtsmann.

»Also, wenn ich jemandem etwas glaube, dann Karl. Das Weihnachtsteufelchen lässt sich aber nur blicken, wenn es jemanden hört, der nachts irgendwo rumkramt, dann nimmt es die Fährte auf und wehe dem. Bist du fertig?«

»Mein Pullover macht überhaupt nicht mit, es fehlt ein Ärmel und er hat nur noch Rückseiten.«

»Lass mal«, erwidert er, »wenn Pullover mitten in der Nacht geweckt werden, kommen sie durcheinander, ich hab gleich die Jacke genommen, Jacken sind da schneller bei der Sache, außerdem sieht uns niemand, dem Weihnachtsteufel ist es egal, und wenn du ein altbackener Pfefferkuchenmann bist,

interessiert's erst recht niemanden. So, den Kragen noch hoch, deinen Helm auf.«

Ich setze den Helm auf.

»Riemen fest«, sagt Großvater.

Ich zerre am Riemen. »Fest.«

Großvaters Räucherkerzchen raucht dicke Schwaden. »Dir raucht der Kopf«, sage ich.

»Kommt vom vielen Nachdenken«, sagt er und lacht, wird aber gleich wieder ernst und meint, »jetzt aber Funkstille, lachen können wir erst wieder, wenn wir die Geschenke aufgestöbert haben und nicht aus Pfefferkuchenteig sind.« Er zündet mein Räucherkerzchen an, die extra dicke Kerze, bläst das Streichholz aus und sagt: »Das linke Bein hoch und los.«

»Halt, mein Wecker.« »

»Du willst den großen Wecker mitnehmen?«

»Habe ich ihm versprochen.«

»Schnell.«

Ich hole den Wecker, er hat einen Henkel, macht kurz Klingeling, heißt, ich dachte schon du hättest mich vergessen, nein, habe ich nicht. Bein wieder hoch.

»Du vorneweg«, sagt Großvater.

»Warum ich?«

»Du kannst besser hüpfen. Ich halte hinten die Kerze.«

»Du musst auch hüpfen«, sage ich.

»Mache ich doch.«

Ganz langsam öffne ich die Tür, gucke durch den Spalt in die Finsternis, sehe nichts. Plötzlich knackt es über uns, ich drehe mich um. Großvater guckt erschrocken und sagt: »Das Gebälk.« Es knackt noch zweimal, gefolgt von einem Klopf und Wisch, und wieder Knack, gleich Klopf, Wisch, Knack,

Klopf, Wisch. »Hörst du, es hat geknackt, gepocht und gewischt«, sage ich und will die Tür wieder zumachen. Großvater hält dagegen. »Das Weihnachtsteufelchen ist doch nicht so dumm und läuft bei dem Wetter übers Dach, eher denke ich das Haus friert und zieht sich zusammen.«

»Deswegen stehen meine Schuhe immer im Flur, wenn ich sie draußen ausziehe«, sage ich.

»Eindeutig das Haus«, meint Großvater, »im Winter werden die Zimmer und Flure kleiner, meine Schuhe stehen plötzlich auch drin, obwohl ich gerade die immer draußen ausziehe, aber Großmutter denkt, ich bin's gewesen. Los, jetzt«, er schiebt mich in den Flur.

»Aber«, sage ich, »eigentlich müsste sich das Haus dehnen, wenn die Schuhe plötzlich drinnen stehen.«

»Der Boden«, sagt Großvater, »der Boden, der zieht sich noch vorm Haus zusammen.«

Das leuchtet ein, denke ich, und hüpfte zweimal, halte mich an der Wand fest. Nicht so einfach, mit dem Wecker in der einen Hand und auf einem Bein. Großvater hinter mir. Ich drehe mich um. Er hält die Kerze und lehnt an der Wand. »Hüpfst du?«, frage ich.

»Selbstverständlich«, sagt er, »aber wenn wir stehen, brauche ich doch nicht zu hüpfen, nun hüpfte weiter.«

Mir ist nicht wohl in meiner Haut. Ich denke aber an das Fahrrad. Vielleicht sehe ich es gleich. Es ist finster, um meinen Kopf wabern Tannenduftschwaden, riechen wie angebrannte Kartoffeln. Die Kerze, die Großvater hält, ist zwar dick, aber die Flamme nicht. Nur ein paar Zentimeter glimmt der Boden rötlich. Die Treppenkante ist jetzt schwach zu erkennen. Ich greife das Geländer, erste Stufe, warten, horchen, plötzlich Knack, Klopf, Wisch, Poch.

»Schon wieder, hast du gehört?« Ich dreh mich um. Großvater lehnt am Geländer, die Kerze vor der Brust, sie leuchtet ihm von unten ins Gesicht, überall Ecken und Kanten, die Augen schwarze Löcher, das Kinn spitz, dran ein langer Bart, die Nase einen Meter lang, die Wangen sind an die Ohren gerutscht. »Du siehst aus wie das Weihnachtsteufelchen«, flüstere ich.

»Es braucht mehr Kerzen«, flüstert er, »bevor Leute wieder schön werden. Los, weiter.«

Ich hüpfte die erste Stufe hinunter, die zweite, und die dritte. »Bin ich zu hören?«, frage ich.

»Nein«, sagt er. »Ich?«

»Ja, du bist viel zu schwer, du hättest mehr Filz gebraucht.« Vierte Stufe. Die Filzsohlen sind viereckig, gucken unter den Schuhen vor, zum Treppen hinabsteigen kaum geeignet. Ich halte mich mit drei Fingern am Geländer fest, an den restlichen hängt der Wecker. Es knackt. Ich zucke. »Die Treppe friert auch«, flüstert mir Großvater ins Genick. Mir ist, als müsse ich niesen. Der Räucherkerzenqualm liegt wie ein Kranz auf meiner Stirn, es raucht mir in die Nase. Kein Taschentuch. Die habe ich gestern Abend alle weggeräumt, damit sich das Weihnachtsteufelchen nicht reinschnauben kann. Ich halte die Luft an. Unser Kerzenlicht schwebt jetzt über die schräge Decke nach unten, wo die Treppe einen Knick macht. Ich denke, ich sehe nicht richtig, der Schatten vom Weihnachtsteufelchen, an der Wand, dort, genau schräg über mir. Es wackelt mit dem Kopf. »Großvater«, flüstere ich aufgeregt, »dort«, und zeige mit der Hand, in der ich den Wecker halte, nach vorn.

»Und was soll dort sein?«, fragt er. Ich gucke, der Schatten ist weg. »Da war eben noch der Schatten vom Weihnachtsteufelchen, Kopf, Hörner und Sonnenbrille.«

»Ich sehe nichts«, sagt Großvater. Tatsächlich, der Schatten ist weg. Verdammst schnell, das Teufelchen. Es knackt und pocht und wischt. »Hörst du, es läuft unten den Flur entlang.«

»Woher weiß du eigentlich«, fragt er, »dass es eine Sonnenbrille aufhat?«

»Der Schatten um die Augen herum war eindeutig dunkler.«

»Oder Augenringe. Vielleicht hat es gestern Nacht durchgemacht«, sagt er und keucht ein wenig.

Als ich mit dem Wecker das Geländer wieder greife, taucht der Schatten erneut auf. Kopf, Hörner, Sonnenbrille. »Da«, flüstere ich ziemlich laut, nehme die Hand mit dem Wecker vom Geländer und zeige. Der Schatten verschwindet sofort.

»Wir wären schon längst über'n Hof, wenn du nicht andauernd Sachen sehen würdest, die es nicht gibt. Außerdem müssen wir die Räucherkerzchen wechseln, ich habe vorsichtshalber noch eine Packung eingesteckt. Halt mal die Kerze.«

Als ich die Hand mit dem Wecker aufs Geländer lege, taucht der Schatten wieder auf, ganz deutlich zu sehen, Kopf, die beiden Hörner, Sonnenbrille. »Da, wieder.«

Großvater guckt, setzt die Brille ab und wieder auf. »Ich kann nichts sehen, gib mir mal den Wecker.« Ich drehe mich um, übergebe den Wecker. Großvater nimmt ihn und wackelt vor der Kerzen herum. »Sieh an«, sagte er. Ich gucke auf die Wand, das Weihnachtsteufelchen wackelt mit dem Kopf. »Dein Teufelchen ist ein Wecker«, sagt Großvater und lacht.

»Nicht so laut«, sage ich. Er gibt mir den Wecker zurück. Ich ihm die Kerze. Das Licht streift das Geländer, zerrt es auseinander und schiebt es wieder zusammen. »Keine falschen Alarme mehr«, sagt Großvater und zündet die neuen Räucher-

kerzchen an. Meine Nase kitzelt immer noch. »Meine Nase kitzelt«, sage ich.

»Kneif sie zusammen«, erwidert Großvater.

»Die Nase?«

»Was sonst. Niesen können wir uns jetzt nicht leisten.«

Wir sind fast ohne ein Geräusch am Ende der Treppe in den Flur gehüpft. Links und rechts schälen sich ein paar Schränke und Bilder aus der Wand, und immer wenn Großvater hüpf, hüpfen die Sachen ein Stück mit. Türklinken kommender Türen fliegen uns entgegen. Ich könnte Türen aufmachen, die noch gar nicht da sind. Die erste Tür führt zur Speisekammer, dort drinnen hat Großmutter reichlich Lebensmittel für ganz schlechte Zeiten, wie sie immer sagt. Sie ist verschlossen. Ich will weiterhüpfen, doch hinter der Tür höre ich ein Schmatzen.

»Hörst du das?«

»Was denn?«, fragt Großvater, stöhnt und sagt, »nicht, dass ich jammere, aber dieses Jahr zeige ich dir bloß, wie es geht, nächstes Jahr hüpfst du allein.« Wieder Schmatzen.

»Da, wieder«, flüstere ich und lege ein Ohr an die Tür.

»Meinst du das Schmatzen? Könnte die Wasserleitung sein.«

»Oder das Weihnachtsteufelchen verputzt die Vorräte für die ganz schlechten Zeiten.« Nach dem Schmatzen ein Schlürfen, unverkennbar, ganz deutlich, es schlürft.

»Warte mal«, flüstert Großvater, »wir haben Tante Ellas Stollen in die Kammer gelegt, weil im Keller kein Platz mehr ist.«

»Das Teufelchen frisst jetzt Tante Ellas Stollen?«, frage ich.

»Nur so kann ich mir erklären«, erwidert Großvater, »warum es immer schlürft. Tante Ellas Stollen rutscht nur, wenn man genügend dazu trinkt.«

»Aber da drinnen gibt es nur Wein.«

»Das ist dem Teufelchen egal, Hauptsache es rutscht. Vielleicht ist es dann betrunken und wird unvorsichtiger. Würde uns in die Karten spielen, wenn es schielt und torkelt.«

Ich atme auf. Ein betrunkenes Weihnachtsteufelchen dürfte keine Gefahr mehr sein, also, schnell weiter. Wir hüpfen im Takt. Ich drehe mich ganz schnell um, »du hüpfst gar nicht.«

»Doch, aber wenn du stehenbleibst. Beim Stehen hörst du von den Füßen nichts.«

Als ich mich wieder nach vorn richte, ragt aus der Küchentür der Schatten einer gebogenen Nase, drunter ein langes, spitzes Kinn. Das Weihnachtsteufelchen ist in der Küche und lauert. Wir stoppen, ich zeige nach vorn. Großvater hebt die Kerze und sagt: »Hätte ich nicht geglaubt, über der Nase ist die Sonnenbrille zu sehen.«

Ich hüpf ein Stück zurück. Großvater zischt: »Aua, so eine Leise.« Ihm ist Wachs auf den Arm getropft, die Kerze qualmt nur noch. Großmutter möchte nicht, dass jemand Scheiße sagt, sollte ich dabei sein. So sagt er immer Leise, und ich weiß, was gemeint ist. »Was ist denn Leise?«, frage ich.

»Mein ganzer Arm ist mittlerweile aus Wachs, wenn das so weitergeht, kann ich morgen ins Wachsfigurenkabinett.«

Das Weihnachtsteufelchen guckt immer noch aus der Küche.

»Im Küchenfenster steht auch ein Schwibbogen«, flüstert Großvater, »der macht Schatten, oder der Schatten des Kühlschranks, oder der Kaffeemaschine oder der Teekanne.«

»Es gibt keine Teekanne mit Nase und Kinn«, flüstere ich, »auch keinen Kühlschrank mit Sonnenbrille. Das Weihnachtsteufelchen weiß, dass wir kommen.«

»Denkst du? Vielleicht ist es betrunken. Betrunkene stieren oft vor sich hin. Oma hat sogar behauptet, dass betrunkene

Weihnachtsteufel manchmal Weihnachtslieder laut und falsch singen.«

Ich horche und flüstere: »Ich höre nichts. Vielleicht ist ja Tante Ellas Stollen dieses Jahr besser, und es musste gar nichts trinken.«

»Eher glaube ich an den Weihnachtsm...«, er stockt, »Tante Ellas Stollen wird nie besser, nicht dieses Jahr und nicht nächstes Jahr.« Er bläst die Kerze aus. Die Haustür ist nahe. Auf dem Fenster schwaches Licht, als hätte dort jemand Milch vergossen.

»Wir müssen noch ein Stück nach vorn, damit dem Teufelchen der Rauch in die Nase steigt.«

»Aber«, flüstere ich, »das ist eine Schattennase, der ist der Rauch egal.« Ich hüpfte noch ein wenig vor.

»Wenn ein Schatten eine Sonnenbrille aufhaben kann, kann eine Schattennase auch riechen. Aber gehört haben kann es uns nicht.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, sage ich, »du hast Aua und Leise gesagt, ziemlich laut.«

»Ruhe bewahren«, sagt er, »stillhalten, abwarten, wir sind nahe genug, wenn der Rauch beim Teufelchen ankommt, dann ...«, und noch ehe Großvater den Satz zu Ende bringen kann, verschwinden Nase und Kinn, es ertönt ein furchterregendes Hat und ein noch schlimmer klingendes Schi. Als hätte jemand Hat und Schi mittendurch gehauen.

»Sag ich doch«, flüstert Großvater, »das Teufelchen muss niesen, eins zu null für uns.« Er zündet die Kerze wieder an, hält sie hoch. Die Küche ist ziemlich geräumig und hat nach hinten raus eine Terrassentür. Als wir weiter vor hüpfen, spüre ich einen kleinen, scharfen Wind. Ich erschauere, bleibe wie angewurzelt stehen.

»Was ist?«, fragt Großvater.

»Es zieht«, sage ich.

Großvater leckt einen Zeigefinger an, hebt ihn zur Decke und sagt: »Kommt aus der Küche.«

»Gehst du gucken?«, frage ich.

»Warum ich?«, fragt er.

»Ich bin viel jünger und habe mein Leben noch vor mir.«

»Dann gehe ich natürlich«, sagt er und hüpf rechts in die Küche und durch und zurück. »Die Terrassentür war offen, da ist es raus.«

»Wie kam es von der Speisekammer in die Küche?«

»Das ist relativ einfach. Durch den Lüftungsschacht, der führt direkt hinter den Kühlschrank. Ist es dort durch, lässt es sich ins Aggregat plumpsen, wird in den Kreislauf gepumpt und kommt im Gemüsefach raus, schiebt es auf, drückt gegen die Kühlschranktür und schon ist es in der Küche, ganz einfach.«

»Aber wenn es vorher viel gefressen hat, passt es da nicht mehr durch«, halte ich dagegen.

»Tante Ellas Stollen«, erwidert Großvater, »macht nicht dick, nur durstig. Drei Lamettafäden haben da mehr Kalorien.«

Als wir weiter zur Haustür hüpfen, streift mich was an der Schulter. Ich erstarre gleich wieder.

»Was ist jetzt noch?«, fragt Großvater. Omas Pelzmantel hängt an der Garderobe. Ich hätte schwören können, mich hat des Teufels dickes Fell gestreift.

Dann stehen wir beide vor der Haustür. Die ist groß und schwer. Unser Hofweihnachtsbaum sprüht tausend Funken auf das geriffelte Glas. Ich kann die Tür mit einer Hand nicht aufmachen.

»Lass mich mal.« Großvater öffnet die Tür einen Spalt breit. Wir gucken zusammen durch. Er oben, ich unten. Plötzlich rieseln mir schwarze Krümel vom Kopf. Ich wische mir übers Gesicht. Großvater fragt gleich, ob es bei mir auch gerieselt hätte und wischt sich übers Gesicht. »Ja«, sage ich. Wir gucken uns an. »Du bist ganz schwarz im Gesicht«, sagen wir beide, und beide sagen wir, »du auch.«

»Das ist nicht gut, draußen ist ja alles weiß, wir werden auffallen.«

»Aber wir sind schon so weit«, sage ich.

»Ich habe dich gewarnt«, sagt er, »schnell, Deckung hinterm Weihnachtsbaum, dann in den Schuppen, dort suchen wir zuerst.«

Der Hof blendet. Großvaters drei freigeschobene Wege sind wieder zugeschnitten. Man kann sie nur noch erahnen. Der Wecker tickt ängstlich. Hauptsache, er verliert die Zeit nicht aus den Augen. Dann ist ein schrecklicher Singsang zu hören, also mehr ein Jaulen, verzerrt, geleierte, gewimmerte, und am Ende ein deutlich zu hörendes Schluckaufgeräusch. Kein dünner Hick, sondern ein extra dicker Huck.

»Hast du das gehört?«, frage ich.

Großvater horcht. »Das Weihnachtsteufelchen ist besoffen, hat einen Schluckauf und grölt. Könnte Stille Nacht sein, Hänschen klein nach einem Unfall oder die Arie von der toten Sau. Es kommt eindeutig aus der Garage, die nehmen wir uns zuletzt vor. Los.« Wir hüpfen aus der Tür zum Weihnachtsbaum. Großvater verliert das Gleichgewicht, packt einen Ast der Tanne und ruft: »Aua.«

Ich erschrecke, lasse den Wecker fallen, der macht Klingeling, soll heißen, pass doch auf. Die Tanne schüttelt sich lange. Kugeln

und Sterne drehen sich wie wild, an Großvaters Räucherkerzenhelm hängt Lametta, mir steckt eine Baumkerze unterm Kinn.

»Hast du ein Licht gegessen«, fragt er mich und sortiert sich dabei.

»Wieso?«

»In deinem Mund brennt Licht«, sagt er und zieht sich Lametta vom Kopf.

Wir ordnen uns und beobachten die Gegend sehr genau. Er linksrum oben, ich rechtsrum unten. Des Teufels Gesang leierte höher hinauf, bis es nur noch quickt, dann Stille. Plötzlich sehe ich im Garagenfenster Licht. »Guck, dort, Licht in der Garage.«

»Tatsache, und es bewegt sich.«

»Ja, rauf und runter, und dort hinterm Fenster steigt ein Schatten hoch, Hörner, Sonnenbrille, Mittelscheitel.«

»Was du alles siehst«, sagt Großvater. »Wir müssen schnell hier weg.«

Ich hüpfte um den Baum herum, Großvater mir nach. »Du wartest hier«, sagt er, »lass den Unhold nicht aus den Augen, ich gucke schnell im Schuppen nach.«

»Gut«, sage ich und schwitze, obwohl ich friere, und kauere mich gleich wieder tief unter den Baum. Ein Weihnachtswichel schlägt mir gegen die Stirn. Ich höre, wie Großvater die Schuppentür aufzieht, sie knarrt ein wenig, sehe das Kerzenlicht an den Ritzen vorüberschweben. Nach einer Weile schwebt es zurück. »Im Schuppen ist nichts«, sagt er, kauert sich neben mich und keucht. »Du hüpfst jetzt in die Garage«, fordert er mich auf.

»Gut.« Ich gucke noch mal zur Garage, das Licht ist weg, im Spiegel der Fenster nur noch Schnee, Schwärze und die Hälfte des Weihnachtsbaumes. Die Luft ist rein.

»Lass den Wecker hier«, sagt Großvater. Plötzlich, ich will gerade loshüpfen, ist es wieder zu hören, dieses Klopf und Wisch und Poch und Wisch.

»Hörst du?« Ich ducke mich.

»Kommt vom Hausdach, eindeutig.« Wir starren aufs Hausdach, viel ist von hier unten nicht zu sehen, der Erker, die Dachrinne, ein Schornstein und die Hälfte vom Dach.

»Dort«, flüstere ich und zeige hinauf zu einer der Dachluken. Großvater guckt hinterher. »Wer hat denn die aufgemacht?«

Mir juckt's unterm Räucherkerzenhelm, aber als ich sehe, was ich sehe, juckt's nicht mehr. In der Dachluke, und gerade jetzt, wo es aufgehört hat, zu schneien, deutlich zu erkennen vor einem mond hellen Himmel: das Weihnachtsteufelchen. Eine Silhouette zwar noch, aber viel, viel mehr als ein normaler Schatten. Es guckt aus der Luke. Wir haben beide den Mund offen. Meine Zunge wird kalt. Ich mache den Mund wieder zu. Das Weihnachtsteufelchen dreht den Kopf. »Da, die Hörner, Seitenscheitel«, sagt Großvater, »kein Mittelscheitel.«

»Aber mit der Sonnenbrille hatte ich recht«, sage ich, »die Gläser blitzen, es guckt sich um.«

»Also hat es keine Ahnung. Es sieht uns nicht«, sagt Großvater. »Los, geh in die Garage, hier, die Kerze, langsam hüpfen, sonst geht sie aus.«

Ich richte mich auf, nehme die Kerze, hebe das linke Bein und hüpf los. Es sind nur ein paar Meter, aber ich habe das Gefühl, dass jemand die Garage nach hinten zieht. Das Flämmchen gibt sich alle Mühe und klammert sich tapfer an den Docht. Geschafft. Ich traue mich nicht, hoch aufs Dach zu gucken. Mit fünf Jahren weiß ich aber schon, dass ich, selbst wenn ich die

Augen schließe, trotzdem zu sehen bin. Ich drücke und ziehe an der Klinke, die Tür gibt nach. Es riecht ein wenig nach Schwefel. Die Kerze tropft einen kleinen Kreis Licht um meinen Fuß. Ich hüpf in die Ecken und leuchte sie aus. Zum Glück sind es nur vier. Nichts, kein Fahrrad, kein Sitzkissen. Noch eine Runde. Es bleibt dabei. Die Garage ist nicht groß. Wenn ein Fahrrad hier stünde, hätte ich es bemerkt. Ich hüpf zurück, die Kerze verlischt. Ich orientiere mich am Weihnachtsbaum. Großvater guckt mich an und fragt: »Was gefunden?«

»Gar nix.«

»Mist. Dann in die Scheune.« Er zündet die Kerze wieder an, macht neue Räucherkerzen auf die Helme. »Ich gehe vor, in zwei Minuten kommst du nach.«

»Alles klar«, sage ich, frage den Wecker, ob er verstanden hat. Er macht Kling, soll heißen, ja. Ich gucke noch mal aufs Dach. Die Luke ist noch offen, aber das Teufelchen weg, nichts zu hören, nichts zu sehen, vielleicht ist es eingeschlafen, wie Großmutter, wenn sie zwei Gläser Wein getrunken hat. Großvater ist in der Scheune verschwunden.

Plötzlich blitzt es durch die Ritzen der Scheunenwand, als stünde sie in einem riesigen lilablaugrünen Käfig, hinterher ein Knall, gefolgt von einem Zischen. Ich bin erstarrt. Jemand ruft Aua, das war Großvater, aber jetzt krakeelt eine blecherne Stimme: »Plauz Kardauz Feuerzimt und Pfefferschwefel, spionierst du nach deinem Geschenk, dann bedenk, bist du zu nahe dran, wirst du ein altbackener Pfefferkuchenmann, Kardauz Plauz Zuckerblut und Mandelglut.« Es blitzt, noch mal, die Scheunenbretter scheinen durchsichtig. Rauch quillt unten aus dem Tor. Stille. Nur die Eiszapfen knacken. Mir ist kalt. Ich will hier weg. Nächstes Jahr warte ich bis zur Bescherung.

Großvater kommt nicht zurück. Der Wecker guckt mich an. »Großvater ist dort drin«, sage ich, »wir müssen ihm helfen.« Was wären denn alle Fahrräder dieser Welt ohne meinen Großvater, den bringt kein Weihnachtsmann, also, ich muss jetzt in des Teufels gute Stube. Großmutter kann ich nicht wecken, dann fliegen wir auf. Mich wundert's, dass gerade sie den Knall nicht gehört hat. Die Kerze hat Großvater mitgenommen. Aber die Scheune ist nicht zu übersehen. Der Wecker bimmelt ängstlich, soll heißen, lass uns verschwinden. »Nein«, sage ich, »noch mal, wir müssen Großvater dort rausholen. Was soll ich Oma erzählen? Und wer bastelt im Herbst siebenköpfige Drachen, wer rodelt mit mir auf einem Traktorreifen, wer baut als Einziger auf der Welt ein Dreirad mit vier Rädern oder kennt den Osterhasen persönlich?« Der Wecker guckt hin und her. »Na, also«, sage ich und komme mir tapfer vor. »Los, jetzt!«, dränge ich mich. »Meinetwegen bleib hier«, sage ich zum Wecker. Er macht Klingklang, soll heißen, vielen Dank. Ich krieche unter dem Baum vor, hüpfte nicht mehr, zerre mir den Helm vom Kopf und lasse ihn fallen. Soll es kommen, das Weihnachtsteufelchen, ich habe die Hände frei, alle beide. Ich mache die kleine Scheunentür auf. Das Tor ist mir zu schwer. Es riecht nach Schwefel. Ich weiß, wie Schwefel riecht. Großvater hat mir erklärt, dass Schwefel in den Kuppen von Streichhölzern ist, damit die sich entzünden. Es riecht nach einer großen Streichholzkuppe. Ich kann halbwegs sehen. Der Schnee leuchtet durch die Ritzen. Karl hat sein Holz hier abgeladen, daneben Schubkarren, ein Handwagen, der alte Traktor, der Hänger, Heuwender, ein Pflug, eine Sämaschine und der Rübenhäcksler und allerlei Zeugs, das ich nicht kenne. Hinten steht eine alte Kommode, ich sehe etwas darauf liegen. Ich schleiche von Bal-

ken zu Balken. Je näher ich der Kommode komme, umso langsamer werde ich, umso mehr reibe ich mir die Augen, umso klarer sehe ich, und sofort fällt mir Großmutter's Geschichte von den zwei Brüdern ein. Jetzt weiß ich, wie es dem Rainer ging, als er seinen Bruder gefunden hat, denn vor mir auf der Kommode liegt ein daumennagelgroßes Sitzkissen und daneben ein altbackener Pfefferkuchenmann. Ich überlege nicht lange. Ich höre Großmutter erzählen: Rainer habe den altbackenen Pfefferkuchenmann genommen und sei rausgerannt ...

Ich schnappe den altbackenen Pfefferkuchenmann und renne raus, über'n Hof bis an die Mauer, dann den Zaun entlang und werfe ihn drüber. Ich mache auf der Stelle kehrt, laufe zum Weihnachtsbaum, greife mir den Wecker, steige in mein Zimmer, frage ihn erst mal, ob er die letzten zwanzig Minuten zurückticken könne, zum Fenster kann ich ihn immer noch raushalten, wenn er's nicht kapiert. Er guckt mich an, rollt mit den Augen, ich sage, ich kann dich auch ..., nein, nein, er hätte Großmutter auch zugehört, ginge klar, aber ich sollte die Zeiger selbst zurückdrehen, er als Wecker dürfe das nicht. Zeitdiebstahl sei nur eine Frage der Fingerfertigkeit, und wenn er bewusst nichts mitbekomme, dann ...

Er dreht sich um und tickt unbedarft vor sich hin. Gut, meine Finger sind wieder aufgetaut, so richtig fertig sind sie aber nicht. Ich tu so, als mache ich mir ganz zufällig zu schaffen, stelle das große Schnauzbartende zwanzig Minuten zurück auf drei Minuten vor Mitternacht. Geschafft. »Hast du's gemerkt?«, frage ich.

»Was?«, fragt der Wecker und guckt an die Decke.

Ich lege mich, so wie ich bin, ins Bett, spitze die Ohren. Der Wecker tickt. Langsamer, sage ich. Plötzlich höre ich je-

manden auf der Treppe. Sie knarrt in einem ganz bestimmten Rhythmus. Bei Großmutter knarrt sie kurz, lang, kurz und quietscht am Ende lang. Bei Großvater quietscht sie gleich, aber nur kurz, knarrt lang, lang, kurz, lang.

Ich zähle, dreimal lang, kurz, noch mal lang, kein Quietschen. Großvater. Das ist er. Das muss er sein. Die Tür öffnet sich. Ich schließe die Augen, wenn er es nicht ist, sehe ich nicht gleich, dass er es nicht ist. Großmutter würde sagen, Blödsinn, aber die ist ja nicht hier. Mir tippt jemand gegen die Schulter. Ich mache die Augen auf. Tatsächlich, es hat geklappt. Großvater. Wirklich und wahrhaftig. Ich will ihn umarmen, aber ich bin angezogen und verdächtig, und ich muss zeitgemäß bleiben. Er macht ein Gesicht, als hätte er keine Ahnung.

Ich höre, wie mir ein Stein vom Herzen poltert. Ich hätte das Fahrrad schon gern gesehen, mich vielleicht mal draufgesetzt, aber es gegen Großvater einzutauschen, nein, da bleibe ich bei meinem Roller oder gehe gar zu Fuß. Gegen meinen Großvater hätte ich nicht mal ein Flugzeug eingetauscht. Ich freue mich jetzt gerade richtig auf den Weihnachtsmann, auf meine Eltern, wenn sie heute Nachmittag kommen, auf die Verwandten und Bekannten, sogar darauf, dass mir Tante Ella laufend antwortet. Ich blinzele. Großvaters Gesicht über mir, er sagt: »Aufwachen, wir müssen los.« Ich will ihm sagen, wie froh ich bin, dass er wieder hier ist, dass ich beschlossen habe, bis zur Bescherung zu warten, weil man den Weihnachtsmann betrügt, wenn man guckt, weil Großväter ja schon älter sind und langsamer und auch lauter mit ihren großen Füßen, dass altbackene Pfefferkuchenmänner keine Sitzkissen brauchen, weil sie nicht Traktor fahren, dass Karl einen Fahrradlenker auf dem Schlitten des Weihnachtsmannes gesehen hat, mehr brau-

che ich nicht zu wissen, und, wenn wir jemandem glauben sollten, dann Karl, hätte Großvater selbst gesagt. Das alles will ich ihm sagen, aber dann müsste ich von der Zeit sprechen, die ich geklaut habe, was ich besser für mich behalte. Ich richte mich auf und sage: »Großvater, ich glaube, ich habe mir den Fuß verknackst, mit dem ich hüpfen soll.«

»Ausgerechnet den?«, fragt er.

»Ich habe dreimal nachgeguckt«, sage ich, »es ist der, mit dem ich hüpfen soll.«

»Dann hat es wohl keinen Zweck.« Er guckt nach meinem linken Fuß. Ich sage: »Aua.«

»Ist aber nicht geschwollen«, sagt er. »Falscher Tritt vielleicht, passiert mir auch, ich steige vom Traktor, trete falsch auf und nachher kann ich zwei Tage nicht mehr treten. Keine große Sache, aber Ruhe ist immer gut. Obwohl, ich hätte das neue Sitzkissen, wenn wir es gefunden hätten, gern ausprobiert, aber allein ist mir das zu gefährlich.« Er streicht über den Helm auf seinem Kopf und sagt: »Schade drum, vielleicht schaffen wir uns Bienen an, die mögen auch keinen Rauch.«

»Gute Idee«, erwidere ich, »Honig kann man auch immer gebrauchen.«

»Warte mal«, flüstert er, »da ist jemand auf dem Flur.« Er nimmt den Helm ab, will ihn gerade unter die Decke schieben, da geht die Tür auf. Großmutter steht auf der Schwelle und stellt zwei Fragen: Warum wir nicht schliefen. Was wir hier machen würden.

Ich sage, ich hätte vom Weihnachtsteufelchen geträumt, und Großvater sagt, er hätte das auch, und da wäre es doch nicht schlecht, sich auszutauschen. Großvater guckt Großmutter an, versucht ein ernstes Gesicht, lacht aber, was ich nicht sehen

soll, ich seh's, und Großmutter versucht ernst gegenzugucken, lacht aber auch, was ich auch sehe. Doch die beiden lachen öfter, das muss nichts heißen. Großmutter sagt: »Ende der Vorstellung, jetzt wird geschlafen. Augen zu. Morgen kommt der Weihnachtsmann, wäre schade, wenn ich ihm sagen müsste, dass du zu müde bist.«

Großvater streicht mir über'n Kopf und flüstert: »Dein Wecker geht nach.«

Ich mache: »Oh«, und der Wecker guckt zur Seite.

Sie schließen die Tür.

Der Weckermond blickt eifrig nach links und rechts, sein Schnauzbart ist wieder auf dem Weg nach unten. Ich frage ihn, was Großmutter mit Vorstellung gemeint haben könnte. Er könne nicht reden, sagt er, ihm habe jemand Zeit geklaut, die müsse nachgetickt werden. Oder soll das neue Jahr mit einem Minus beginnen? Für das darauffolgende Jahr zöge sich doch die Zeit durch die Zeiten, wir würden schneller alt aussehen, obwohl wir noch nicht alt wären. Wegen der zwanzig Minuten, murme ich, zähle Fahrräder, setze mich auf eines und schlafe ein.

Ich denke gern an diese Nacht, und wenn ich vielleicht doch gedacht habe, es hätte etwas nicht gestimmt, dann allerdings hat es nie wieder so gut nicht gestimmt.

Und plötzlich ist Trubel um mich herum. Ich höre viele Kinder, all die Kinder, die ich gewesen bin, sie plappern und lachen und jubeln, und alle sind stolz, ihren Großvater gerettet zu haben, klopfen sich auf die Schultern, nicken, nehmen den Wecker und werfen ihn in die Höhe, fangen ihn und werfen, »Hoch lebe unser Weckermond!« Und der Weckermond klin-

gelt hell, ruft: »Vorsicht, nicht fallen lassen, läge die Zeit in Scherben, ließe sie sich nicht mehr ordentlich ticken. Aber gern geschehen.«

Es gibt ein paar Zweifler, die am Rand stehen, sich alles noch mal erzählen, um Ungereimtheiten aufzudecken. Sie werden aber von der großen Mitte, in der die Fantasie uneingeschränkt regiert, schnell übertönt.

Großvater kommt an meine Seite und sagt: »Ich glaube, nächstes Jahr müssen wir uns um die vierzig Läuse des Räubers Niko kümmern.«

Ich weiß sofort, was er meint und sage: »Ich weiß Bescheid, wir haben zufällig in der Scheune das tapfere Schneemännlein getroffen, das sich ausgezogen hat, um den Riesen das Fürchten zu lehren und Schneewittchen zu retten, die der Räuber Niko entführte, um den Weihnachtsmann zu zwingen, ihm eine Perücke zu schenken, die der Tönung seines Bartes am nächsten käme, was der Weihnachtsmann jedoch ablehnte, weil er Räuber aus Prinzip nicht beschenke, und ...«

»... genau da«, sagt Großvater, »kommen wir ins Spiel«, streicht mir über'n Kopf und steigt auf den Traktor. Großmutter sitzt bereits zwischen den gestapelten Erinnerungen auf ihrem Schaukelstuhl und wünscht uns Fröhliche Weihnachten. Der Traktor holt tief und lang blaue Luft und tuckert mit der kleinen Weihnachtsbühne meiner Kindheit davon, begleitet von den lärmenden Kindern, die ich gewesen bin. Nur noch bunte Punkte auf der weißen Pracht, bis der kleine Zug sich in den Lichtern des Weihnachtsbaumes verliert, der sich im Fenster spiegelt als das Bild, das ich zufrieden betrachte, weil sein Wert nur steigt, je älter ich werde.



## WEIHNACHTSTANNE TESSA



Die kleine Tessa war erst fünf Jahre alt, etwas pummelig und schon siebenundachtzig Zentimeter hoch. Stellte sie sich auf Zehenspitzen, was sie nur tat, um besser sehen zu können, brachte sie es gar auf neunzig Zentimeter.

Seit ein paar Tagen hatte Tessa ihre liebe Not. Während die anderen Tannenkinder ausgelassen und fröhlich auf ihrem Fleck standen, sich gegenseitig riefen, mit Zapfen bewarfen, Lieder sangen oder einfach nur der Stille lauschten, blickte sie traurig zu Boden, spielte kaum mit, war mürrisch und dachte nur noch daran, wie sie es anstellen könnte, ein Lichterbaum zu werden. Der Wald war ihr nicht mehr genug. Hatte sie doch zu allen Jahreszeiten und immer wieder versucht, zwischen den Kronen der Erwachsenen nach oben zu sehen, um endlich einmal dem Mond winken zu können oder der Sonne bei ihrer himmelblauen Wanderung. Auch nach vorne und hinten war die Sicht versperrt. Weder ein Stückchen des Feldes war zu sehen noch eine Ecke der alten Burg, von der die Fledermaus sonderbare Geschichten mitbrachte, oder ein Zipfel des Teiches. Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter kamen dunkel ohne Gesichter, gingen dunkel ohne Erinnerung. Sie hätte aus den Nadeln fahren können.

Tessa wollte einfach nicht wahrhaben, was die anderen Bäume als selbstverständlich erachteten: die nächsten zweihundert Jahre auf ein und demselben Fleck zu stehen und der Stille zu lauschen. Tante Alwina, deren Holz schon beim geringsten Windhauch knarrte und die seit hundertneunzig Jahren in dem Wald lebte, hatte es fast aufgegeben, die kleine, rebellische Tanne von ihrer unmöglichen Einstellung zum Leben eines Baumes abzubringen und sagte nur immer wieder: »Kind, du bist ein Baum.«

»Na und!«, erwiderte Tessa, holte mächtig tief Luft und verschränkte die nadeligen Arme vor der Brust.

»Wir sind Bäume und lauschen der Stille!«, war Tante Alwinas Lieblingssatz.

Daraufhin rief Tessa jedes Mal: »Was gibt es denn an der Stille zu lauschen? Die ist langweilig, die sagt nix und sieht doof aus!«

So gingen und kamen die Tage, bewölkt und himmelblau, vom Winde zerzaust und vom Regen durchnässt und plötzlich von weißen, flauschigen Schneeflocken sanft getragen. Tessa kannte die Weihnacht nur vom Hörensagen und wusste von deren Schmuck, von Lametta und Silberkugeln, mit denen ausgewählte Weihnachtsbäume in der Zeit der Lichter übers Land strahlten. Von dem einen oder anderen Durchreisenden hatte sie derlei Geschichten gehört. Es sei überhaupt die größte aller Ehren für einen Tannenbaum, einmal am Tor der Weihnacht stehen zu dürfen, um die geheimnisvolle Zeit einzulassen, den Weihnachtsmann zu begleiten und den Kindern die Augen zu erhellen.

»Papperlapapp!«, hatte Tante Alwina gerufen. »Sie verschleppen und behängen uns, dass es einem die Zweige biegt.

Sie liegen sich in den Armen, starren uns an, um uns gleich darauf zu beschimpfen, weil wir nadeln, und zum Dank unseres stillen Ertragens werden wir hinterher aus dem Fenster geworfen! Ein Tannenbaum muss sich selbst genug sein!«

»Es gibt auch Weihnachtsbäume, die alle Jahre wieder leuchten!«, beharrte Tessa.

»Ja, ja«, mischte sich der restliche Wald ein, »und der Jäger schießt mit Platzpatronen!«

Neben Tessa stand ein sehr alter Baumstumpf, der die meiste Zeit des Tages schnarchte. Nur in der Nacht, wenn das Fallen der Flocken zu hören war, wenn Hasen und Rehe und der stets aufgeregte Herr Dachs den Wald durchstreiften, fühlte er sich gestört, öffnete ein Auge, blickte einmal rundherum und sagte: »Soll einer schlafen bei dem Krach.« Auch heute Nacht öffnete der Baumstumpf ein Auge und jammerte: »Soll einer schlafen bei dem Krach.«

»Ich denke nach«, sagte Tessa.

»Wenn du noch lange nachdenkst, werden deine Wurzeln so stark, dass du nie mehr wegstommst.«

»Der olle Baumstumpf«, mischte sich der Farn plötzlich ein, »hat ja keine Ahnung!«

Und im Moos öffnete sich sogleich eine Luke, aus der Wichtel Waldemar stieg und sich an der Knollennase kratzte: »Wisst ihr eigentlich, wie spät es ist?«, fragte er.

»Nee, du vielleicht?«, antwortete der Baumstumpf.

»Hallo, Tessa!«, sagte der Fuchs, der durchs Unterholz geschlichen kam, »du willst weg?«

»Nicht so laut!«, zischte Tessa und blickte zu Tante Alwina hinauf.

»Genau!«, rief der Wichtel. »Nicht so laut!«

»Ich kann dir sagen, wie du aus dem Wald kommst«, sprach der Fuchs mit leiser Stimme.

»Das habe ich gefunden«, sagte Tessa schnell und gab dem Fuchs ein zerknittertes Zettelchen. Er zog das Papier glatt, setzte die Brille auf und las:

*Am Sonntag, dem 23.12., 16 Uhr, große Weihnachtsbaumaufstellung auf dem Marktplatz. Bewundern Sie die bisher größte Weihnachtstanne der Stadt!*

»Die werde ich mir natürlich ansehen«, sagte der Fuchs.

»Das würde ich auch gern«, sagte Tessa traurig.

»Gib mal her!«, rief der Wichtel und schob sich seine Mütze aus der Stirn. Er las den Zettel noch einmal laut vor, rieb sich das Kinn und rief: »Die locken Leute auf den Platz, die dann Zeug kaufen sollen!«

»Das ist ja zum aus der Erde fahren«, erwiderte der Baumstumpf, »es ist schließlich Weihnachten, da gibt es Weihnachtsbäume und Lichter und Menschen, die zusammenkommen und sich freuen!«

»Hahaha«, lachte der Wichtel, »Menschen kommen entweder zusammen oder sie freuen sich!«

»Du spinnst«, meldete sich der Farn wieder und nahm ihm den Zettel aus der Hand. »Wisst ihr überhaupt«, sagte er, »dass am Heiligen Abend einer geboren worden ist.«

»Toll!«, meinte Tessa und verdrehte die Augen. »Das ist ja mal eine richtige Sensation.«

Borkenkäfer Leopold, der im Erdgeschoss einer alten Kiefferruine wohnte, war nach draußen geeilt und meinte: »Das ganze Jahr über gibt's Geburten, Mann.«

»Stell dir vor«, sagte Tessa zum Farn, »auch feiertags!«

»Warum soll denn jemand Weihnachten erfunden haben, bloß weil einer geboren worden ist!«, rief der Wichtel.

Der Farn sträubte aufgebracht seine Blätter. »Ihr Ahnungslosen. Einer, der das Sagen hat, wurde da geboren!«

»Alle die geboren werden, wollen irgendwann das Sagen haben.« Der Fuchs leckte sich die Schnauze. »Mal davon abgesehen, gibt's Weihnachten Gänsebraten, und das ist Grund genug für mich.«

»Ich arbeite jedes Jahr für den Weihnachtsmann«, sagte der Wichtel, »aber dass irgendwo ein Baby herumgelegen hätte, davon hat er nie etwas erzählt.«

»Ich fasse es nicht!«, sagte der Farn. »Das Baby lag nicht irgendwo, sondern in einer Krippe in einem Stall, und es ist unsterblich.«

»Also«, mischte sich Tessa ein, »mit der Krippe gehe ich noch mit, aber ...«

»Ja!«, rief der Wichtel, »die Krippe nehme ich dir ab, obwohl ich keinem wünsche, dass er in einem Stall geboren wird!«

Fledermaus Geraldine, die drüben von der alten Burg, ein trauriges Liedchen pfeifend, in den Wald flatterte, wunderte sich, wer wohl um diese Zeit noch wach sei und nahm Kurs.

»Ich weiß, wie es wirklich gewesen ist«, meldete sich Leopold und zog alle Blicke auf sich. »Der Tausendfüßler hat es mir erzählt. Nämlich, dass die Menschen früher Kerzen aufstellten, um sich am Abend nach der Arbeit die Füße aufzutauen, später haben sie die Kerzen an einen Baum gesteckt, so hoch, um sich die Rücken zu wärmen, und dann noch höher, wegen der gefrorenen Lippen, mit denen sie nicht mehr lachen konnten. Als sie alle wieder tanzten und lachten, nannten sie

diesen Abend einen Heilenden Abend und schmückten aus Dankbarkeit die Bäume mit Plätzchen und Sternen und allerlei Gehängsel.«

»Heilender Abend?«, fragten alle in der kleinen Runde im Chor.

Daraufhin hob Leopold alle sechs Hände und sagte: »Schon mal was von Geschichtsverfälschung gehört, von Überlieferungsfehlern? Die Generationen sprechen immer undeutlicher. Keiner hört mehr richtig zu oder hat nur noch Kraft für die Hälfte des Satzes, und nach tausend Jahren, da gehen Worte, da gehen ganze Sätze verloren, und plötzlich heißt es nicht mehr Heilender, sondern Heiliger!«

»Das ist ja noch haarsträubender als dem Farn seine Baby-Story«, sagte Tessa.

»Und genauso so plausibel!«, spottete der Baumstumpf.

Und so diskutierten die Freunde noch eine ganze Weile, waren sich aber am Ende darüber einig, dass Weihnachten unverzichtbar sei, egal wer es erfunden hatte. Sowohl vor langer Zeit als auch heute erstrahlte das Land in stiller, verheißungsvoller Pracht. Tannenbäume trugen Festtagskleider, kleine und große, in winzigen Häusern und auf riesigen Plätzen füllten die Augen der Kinder mit glänzendem Staunen. Während der Wichtel zum zwanzigsten Male gähnte, war Tessa putzmunter und dachte wehmütiger denn je daran, nie ein glamouröser Lichterbaum zu werden und auf einem Marktplatz zu stehen. Der Baumstumpf schnarchte längst, der Fuchs hatte sich davongeschlichen, dem Borkenkäfer war der Kopf auf die Brust gesunken, Geraldine piffte die zwei- und neunzigste Strophe ihres traurigen Liedes, schnalzte mit der Zunge und flatterte zu ihrer Burg zurück. Tessa schloss

die Augen, fand aber keine Ruhe. Bisher hatte sie die Weihnachtszeit hier im Dunkeln verbracht. Nur ab und an hatte sie einen roten Zipfel vom Weihnachtsmann gesehen, entfernt Schlittenglocken gehört oder dem Wichtel Waldemar hinterhergeblickt, wenn der mit seinen Kollegen zur Schicht aufgebrochen war.

Der Wald schlief. Holz knackte, ein kleiner Wind trollte sich hoch oben, einzelne Flocken zwängten sich durchs Geäst, hinterließen ein paar helle Flecken, die bald wieder verschwanden. Tessa musste sich entscheiden. Wunder würden nur geschehen, hatte der Uhu gesagt, wenn man ihnen auf die Sprünge helfe. Über diesen Gedanken schlief sie ein. Vielleicht war eine Stunde vergangen, oder eine Minute, der Wald stand noch immer schwarz auf weiß, als Tessa an den Nadeln gezogen wurde. Sie rieb sich die Augen, sah nach unten, wo ihr gelber Koffer geöffnet lag. Der Wichtel Waldemar lehnte am Deckel und sagte: »Tessa, die Weihnacht ruft!«

Den gelben Koffer hatten einst Kinder in den Wald geschleppt und zurückgelassen. Tessa hatte ihn an sich genommen und gehütet. Tante Alwina hatte nur gelacht und gerufen: »Nun seht euch die Kleine an, trägt einen Koffer und tut, als wolle sie auf Reisen gehen!« Daraufhin lachte der ganze Wald, und Tessa hatte trotzig gerufen: »Ihr werdet schon sehen!« Jetzt lag er vor ihr. Der Wichtel sah sie herausfordernd an. Wenn das kein gutes Zeichen war, dachte sie und bedankte sich bei Waldemar. Während sie zu überlegen begann, was denn einzupacken sei, sagte er: »Du musst ein paar Talismänner mitnehmen.« Er zerrte einen Span vom alten Baumstumpf herbei, ein Blatt vom Farn und zu guter Letzt einen Splitter vom uralten Felsenstein und warf alles in den Koffer. Tessa nahm den Koffer,

machte die ersten zaghaften Schritte, und Waldemar wünschte ihr eine gute Reise.

Schon bald veränderte sich die Umgebung, und je schneller sie zwischen den eng stehenden Bäumen einherstieg, umso mehr dachte sie daran, sich verlaufen zu haben. Würde doch der Fuchs des Weges kommen, oder der Dachs, jemand, den sie kannte, den sie fragen könnte. Nach einer scheinbar knackenden, knirschenden und in den Wipfeln der Bäume verrauschten Ewigkeit schien es tatsächlich so, als trete der Wald auseinander. Immer öfter sah Tessa nun größere weiße Flecken, und plötzlich öffneten sich vor ihr ein hellerschimmerndes Rund, in dessen Mitte sie sich stellte, um zum Himmel hinaufzusehen. Als sie dort den Mond erblickte, kugelförmig, knapp über den Bäumen, wie er sie musterte, hätte sie schwören können, dass er sein rundes Kinn nach rechts reckte. Sofort umfasste sie ihren Koffer fester, wendete sich nach rechts, rief: »Danke, Mond!«, und setzte ihren Weg fort. Während sie wieder Mut schöpfte und von einem Triumph auf dem weihnachtlichen Marktplatz in der großen Stadt träumte, davon, wie sich wohl all die Lichter auf ihren Zweigen anfühlen würden, die Kugeln und Sterne, ob sie mehr oder auch weniger Lametta auflegen sollte, ausschließlich einfarbig, bunt oder stilvoll in Silber, hatte sie den Rand des Waldes erreicht. Ein paar Zweige beiseite schiebend, lugte sie nach draußen und staunte nicht schlecht. Das Land lag langgestreckt bis zum Horizont unter einem weißblauen Glühen. Flocken fielen unaufhörlich, als streute die Nacht, allmählich ihre schwarzen Kleider raffend, noch schnell ein paar letzte Sterne übers Feld.

Zwei Lichter jedoch, die sich in der Ferne wild bewegten, erregten Tessas Aufmerksamkeit. Die Lichtpunkte hüpfen nä-

her, ein Brummen wurde lauter. Tessa verschwamm der Blick, und sie glaubte die Lichter der großen Stadt zu sehen, den glimmenden Weihnachtsmarkt, den stattlichen Lichterbaum und wie sie selbst in einem funkelnden Kleid dort stehen würde. Dann erkannte sie in den beiden Lichtern die Scheinwerfer eines größeren Autos. Sie musste aus dem Wald auf die Straße, sich bemerkbar machen. Die Zeit nähme keine Rücksicht auf die Zaghaften, erinnerte sie sich an die Worte des Fuchses. Morgen schon war der 23. Dezember. Also sprang sie über einen Graben auf die Straße. Das schnaufende Ungetüm hatte die letzte Hügelkrone erklommen, keuchte noch einmal und rumpelte in einem beängstigenden Tempo den Hang hinunter. Tessa winkte mit der freien Hand und mit dem Koffer.

Die beiden Lichter, flankiert und gefolgt von einer hohen Schneefontäne, kamen immer näher. Mittlerweile schneite es so sehr, dass Tessa kaum noch aus den Nadeln gucken konnte. Die Schneewolke stiebte ein letztes Mal, der graue, dicke Qualm löste sich auf, das Scheppern erstarb. Nur noch zwei glühende Augen, die sie ansahen. Stille. Tessa traute ihren Ohren nicht, als das Auto rief: »Das ist ja schrecklich, Herr Mortimer! Können wir nicht ausliefern wie andere auch, gegen Mittag zum Beispiel, oder einen Tag später?« Die zwei schielenden Scheinwerfer schauten über einer langen, mit einer gelben Plane bedeckten Motorhaube auf Tessa herab. Die mächtigen blauen Kotflügel wölbten sich wie Backen über einer unfreundlich grinsenden Stoßstange. Darüber hing schief, wie ein gefrorener Schnauzbart, ein Nummernschild.

Tessa steckte ziemlich tief im Schnee, nur deshalb musste sie ihr Vorhaben in Ohnmacht zu fallen aufgeben. In die gläserne Stirn des LKWs fiel ein winziger Scheibenwischer, der so sehr

zappelte, als wolle er sich losreißen. Rechts von ihm war das Glas vollständig gefroren und links klappte nur ein tortengroßes Loch, hinter dem ein rundes Gesicht schimmerte. Über dem linken Kotflügel öffnete sich eine Tür, jemand sprang von der obersten Stufe des Führerhauses auf den Weg. Schritte knirschten im Schnee, und zunächst kam ein sehr hoher, schwankender zylinderähnlicher Hut zum Vorschein. Er hatte rosa und grüne Längsstreifen sowie einen sehr schmalen Rand, unter dem rote Haare hervorstachen wie ein brennender Kranz. Helle graue Augen huschten schnell über runden Wangen, die von einer kräftigen Nase auseinandergeschoben wurden. Der Mann war so rund wie klein, trug lila Latzhosen, die sich aus den langschäftigen Stiefeln wölbten, und um den Hals einen rotweiß gestreiften Schal, dessen Fransen hinter ihm auf dem Boden schleiften. Er musterte das Bäumchen eingehend.

»Herr Kleinschmidt«, sagte er und blickte dem LKW in die Scheinwerfer, »ich frage mich, warum das Bäumchen mitten auf dem Weg gewachsen ist und so schnell, denn gestern stand es hier noch nicht.«

»Wieso hat der Reisigbesen einen gelben Koffer bei sich?«, fragte Herr Kleinschmidt.

Tessa musste an sich halten, was bildete sich dieser Herr Kleinschmidt eigentlich ein. Ruhe bewahren, dachte sie, ich muss in die Stadt.

Der Mann umrundete Tessa einmal, zweimal, und dann sagte er: »In der Tat, sehr außergewöhnlich, eine Tanne mit einem Koffer. Herr Kleinschmidt, da fällt mir ein, wir brauchen noch einen Weihnachtsbaum.«

»Wir haben doch den aus Plastik«, schnaubte der LKW und blies seine Kotflügel auf, »der nadelt wenigstens nicht.«

Tessa platzte fast vor Wut und musste die Zweige an sich halten. Sie holte mit dem Koffer aus und rief: »Ich nadle nicht, du Schrotthaufen!« Zu dem überraschten Herrn, dessen langer Hut gefährlich schwankte, sagte sie: »Lassen wir den Smalltalk, wissen wir doch beide, dass ich hier nicht gewachsen bin. Tatsächlich muss ich dringend in die Stadt. Wenn Sie mich mitnehmen können, würde mich das freuen, wenn nicht, dann unterstehen Sie sich, mich als Ihren Weihnachtsbaum zu betrachten!«

Der Mann lachte und hieb sich auf die kurzen, dicken Schenkel, machte einen Schritt auf Tessa zu, kramte ein Kärtchen aus der Hosentasche und überreichte es ihr.

»Makarius Mortimer Mützenschief«, stellte er sich vor. »Mortimer genügt.«

»Sehr erfreut«, sagte Tessa, guckte auf das Kärtchen und las:

*Ist ihr Schneemann allein und depressiv,  
hilft ihnen die Firma Mützenschief.  
Schneemännerfreunde für ihre Schneemänner, in anspruchsvoll oder lustig,  
in tolerant oder schmeichelhaft, vielseitig einsetzbar.  
Trauer-Redner, Witze-Erzähler, Nachrichtensprecher.  
Ja-Sager und Verneiner,  
geistig überragend oder unterhaltsam!  
Frei-Haus-Lieferung, Bestellung erwünscht. Kartenzahlung nicht möglich!  
Schneemänner-Aufziehstation Makarius Mortimer Mützenschief  
Schneeberg auf dem Berg  
Am Winterwolkenort 5*

»Sie bauen Schneemänner?«, fragte Tessa.

»Na ja«, sagte Mortimer, »bauen klingt nach Werkstatt. Wir nennen es aufziehen, wir sind eine Schule, eine Schneemannschule.«

»Das ist zwar alles sehr interessant«, sagte Tessa aufgeräumt, »aber ich möchte in die Stadt, muss morgen Nachmittag dort sein, weil ich ein bestaunter Lichterbaum werden will!«

»Du Gebüsch bist doch kaum zu sehen!«, rief Herr Kleinschmidt dazwischen und rollte mit den Scheinwerfern.

»Noch ein Wort«, erwiderte Tessa, »und ich rupf dir deinen Scheibenwischer aus!«

»Na, nun«, sagte Mortimer, »wenn wir noch lange hier stehenbleiben, sind wir bald eingeschneit.«

»Nehmen Sie mich mit, ja oder nein?«, fragte Tessa.

Herr Kleinschmidt brummte etwas Unverständliches. Mortimer half ihr auf die Ladefläche. »Wir fahren erst in die Firma, danach bringen wir dich in die Stadt, wenn du's so eilig hast. Wir haben sowieso noch eine Lieferung auszufahren!« Und damit stieg er ins Führerhaus.

»Noch eine Lieferung! Mir tun jetzt schon die Reifen weh!«, maulte Herr Kleinschmidt, hustete, knarrte, streckte den Ladeflächenrücken durch und kroch langsam davon.

Tessa hatte es sich auf der Ladefläche so bequem wie möglich gemacht, wurde ein wenig durchgerüttelt, doch weil die Nacht so anstrengend gewesen war, schlief sie ein. Irgendwann bekam sie einen heftigen Stoß und schlug die Augen auf.

Der Morgen graute bereits, schraffierte den zusammengepressten Horizont, von dem aus ein paar Wege sich kringelten, Zäune und Dächer, die lose in der eisigen Luft hingen. Tessa rieb sich die Augen und wusste wieder, wo sie war und was sie

wollte. Herr Kleinschmidt hatte Mühe, den unzähligen Schlaglöchern auszuweichen.

Heute würde sie die Stadt sehen. Vielleicht könnte der eigenartige Herr Mortimer ihr verraten, wo sie Weihnachtsschmuck herbekäme und wie man einen solchen anlegte.

Nach einem schier endlosen Auf und Ab bremste Herr Kleinschmidt, prustete noch einmal und zog pfeifend Luft. Es stank nach Öl, dessen Rauch sich um Tessa wickelte, dass ihr die Augen tränten und sie sich die Nase zuhielt. Sie lugte vorsichtig über die Bordwand, sah drüben, unter vier Fichten, die aus der weißgefalteten Landschaft ragten, ein pummeliges Haus stehen, an dem alles, außer dem Schornstein, Bögen hatte oder auch sonst irgendwie rund war: die Fenster, die Türen, das verschneite Regenfass und das Dach, von dem Eiszapfen bis zur Erde hinab reichten, so dass es den Anschein hatte, als würde es von einem gläsernen Netz am Boden gehalten. Die niedrigen, bauchigen Wände steckten in hohem Schnee. Der scheinbar bis unter den tiefen Himmel ragende Schornstein hatte die Form von Mortimers Hut. Daneben balancierte ein Schneemann über den Dachfirst. Einen Schneemann auf einem Dach hatte Tessa noch nicht gesehen. Damit aber nicht genug, zog der seinen Eimerhut und winkte. Tessa winkte zurück und sagte zu Mortimer, der gerade ausstieg: »Ich frage Sie nicht, warum der auf dem Dach steht, aber höflich ist er.«

»Ja«, sagte Mortimer, »höfliche Schneemänner hervorzu- bringen macht in der Tat eine Menge Arbeit, aber mittlerweile sind sie unser Markenzeichen.«

Tessa sprang von der Ladefläche, strich sich über die Nadeln und griff nach ihrem Koffer. »Sie bauen also Schneemänner für andere Leute?«, sagte sie.

»Nicht für die Leute, sondern für deren Schneemänner. Du siehst doch oft selbst, wie allein einzelne Schneemänner sind. Komm mit, ich zeige dir den Betrieb.«

Mortimers Haus, so schien es ihr, blickte mit seinen rot-leuchtenden Fensteraugen zufrieden in die Landschaft. Über den trichterförmigen Schornsteinrand quollen Rauchföhnen, und der Schneemann, der ihr vorhin zugewinkt hatte, war auf der rechten Seite schwarz. Als Tessa und Mortimer dem Haus näherkamen und sich langsam der letzte Hügel straffzog, konnten sie das gesamte Gelände überblicken.

Links und rechts waren zwei kugelförmige weiße Gebäude aus Schnee und Eis geformt. Über dem linken Kugelbau erhob sich ein Kran, an dessen Ausleger ein Seil hing, an dem wiederum eine Plattform befestigt war. Vier lange Förderbänder, die aus allen Himmelsrichtungen aus der Erde krochen, überragten das rechte Kugelgebäude. Mortimer schien in seinem Element, zeigte dort hinauf, erklärte das, erörtere dies und rückte ständig seinen mehr oder weniger gefährlich wippenden Hut zurecht.

Tessa schwirrte allmählich der Kopf. Als sie um das Haus herumgingen, brachte sie den Mund nicht mehr zu. Vor ihr standen und saßen auf Bänken oder spazierten in Reihen, paarweise, zu dritt, auch zu viert, Schneemänner. Wohin das Auge blickte: Schneemänner. Wenn sie liefen, schnellten schwarze Schuhspitzen unter ihren weißen Mänteln hervor. Sie bewegten sich, entgegen einer weitverbreiteten Meinung, ausgesprochen flink, gestikulierten trotz ihrer kurzen, dicken Arme ausschweifend, kratzten sich, in den Himmel blickend, an der Möhrennase oder klopfen dem Vordermann mit ihrem Zweig auf den Eimer, den Topf oder eine Schüssel, und wenn der Vordermann erschrak, dann lachten sie und es klang eiswürfelklarklirrendhell.

»Haben Sie die alle selbst gebaut?«, fragte Tessa.

»Natürlich«, antwortete Mortimer und nickte so sehr, dass sein Hut gefährliche Schlagseite bekam. »Die Nachfrage ist groß. Herr Kleinschmidt ist mein einziger Partner. Wir haben zwar noch einen Psychologen vom Nordpol, aber der arbeitet auf eigene Rechnung.«

»Hyperaktive Schneemänner?«, fragte Tessa.

»Nein, nein«, antwortete Mortimer, »wir sind doch froh, dass die sich bewegen.«

»Sie arbeiten also nur zu zweit in der Firma?«

Mortimer atmete lange aus und sagte: »Wir haben noch zwei Subunternehmer, einen Einfühlungsvermögensberater und erwähnten Psychologen. Die meisten Leute, die uns das Amt schickt, haben eine völlig falsche Vorstellung von Arbeit, wollen 47 Euro die Stunde, zwei Monate Urlaub, ein vierzehntes Monatsgehalt, Ostergeld, und die Frauen wissen einen Monat im Voraus, wann ihr Kind krank wird.«

»Verstehe«, sagte Tessa. »Sie liefern die Schneemänner also auch selbst aus?«

»Natürlich. Es braucht Einfühlungsvermögen, Schneemänner auf ihre Aufgabe vorzubereiten, und das bis zur letzten Minute, um die Übergabe so glatt wie möglich zu gestalten«, antwortete Mortimer und hatte seinen Hut wieder im Griff. »Dort drüben«, er zeigte auf ein rotes, flaches Häuschen, »ist unsere Einfühlungsvermögensberatungsstelle.«

»Was?«

»Der Einfühlungsvermögensberater kümmert sich dort um die Abgänge«, erwiderte Mortimer, »macht kein Vermögen mit der Beratung, sondern berät vermögend.« Er verschränkte die Arme, drehte sich um und rief: »Herr Kleinschmidt!«

»Warum schreien Sie denn so, ich stehe hinter Ihnen!«, ratterte der LKW und schüttelte das Führerhaus.

»Die nächsten fünf stehen bereits am Kran, wir müssen heute noch einmal raus!«

Herr Kleinschmidt hustete, verdrehte die Scheinwerfer, schlug widerwillig die Räder links ein und kroch über den Hof. Mortimer wandte sich wieder seiner Begleiterin zu und sagte: »Ich zeige dir jetzt das Herz meines Unternehmens.« Er schritt trotz seiner kurzen Beine und der klobigen Stiefel sehr weit aus. Während sie über den Platz liefen, erläuterte er, dass der Schnee mittels der vier Förderbänder in den linken Kugelbau transportiert würde. Dort drinnen formten gigantische Eislöffel, wie sie der Eismann im Kleinen benutzte, drei unterschiedlich große Kugeln, die schließlich von einer mit Riemen und Zahnrädern angetriebenen Apparatur zusammengesetzt wurden. Die montierten Schneekugeln würden dann von einer Taktstraße vom linken in den rechten Kugelbau gebracht. Auf diesem Weg bekämen die Schneemänner in einem geheimen Verfahren, wie Mortimer dreimal betonte, von zwei Automaten, die nach jedem Arbeitsschritt ein sauberes Dingdong von sich gaben, ihre kurzen, dicken Arme angesteckt. »In der linken Kugelhalle«, erklärte er weiter und kraxelte auf eine große Kiste, »erfolgt die Belegung. Die neuen Schneemänner passieren eine Durchfahrt, ähnlich einer Autowaschanlage.« Er zeigte mit beiden Händen auf das hohe Gebäude.

Tessa konnte durch einen kleinen Spalt Schneemänner auf einer Taktstraße erkennen und wie sie dann in der Anlage verschwanden. Grelle Blitze züngelten aus Ritzen und Luken, jedes Mal schoss auch eine mächtige lila Dampf Wolke hinterher, und alle fünf Sekunden wurde eine Glocke geschlagen.

»Was ist dort drin?«, fragte Tessa.

Mortimer, der andächtig dreinblickend, die Hände gefaltet, jede lila Dampf Wolke genoss, sagte: »Dort drinnen passiert es. Die Schneemänner werden zum Leben erweckt.« Er hüpfte von der Kiste, trat nahe an Tessa heran und sagte: »Die Dosis der verabreichten Elektrizität, von der jedes fünfhundertsiebenundachtzigste Anion durch die Beigabe einer bestimmten Prise Zimt verändert wird, richtet sich nach der Herkunft des Schnees, also der Himmelsrichtung, dessen Temperatur und danach, wie der Schneemann letztendlich ticken soll. Es wird also im Folgenden seiner Belegung immer eine ganz andersgeartete kybernetische Energie angestrebt.«

»Kyber... was?«, fragte Tessa.

»Steuerung, meine Liebe.« Mortimer legte einen Arm um Tessa, zog ihn aber wieder weg, weil sie stachelte. »Es gilt«, fuhr er fort, »die Energie, die ein Schneemann von Natur aus hat, die er aber, wenn er nur rumsteht, nicht nutzt, zu aktivieren, damit ...«

»... und woher weiß der Strom oder der Schnee, wie der Schneemann später ticken soll?«, unterbrach Tessa.

»Das Geheimnis ist der Schnee«, fuhr Mortimer ebenso schnell fort, »es kommt darauf an, aus welcher Gegend, besser aus welcher Himmelsrichtung der Schnee kommt.« Sie gingen hinüber zu den Förderbändern. »Du siehst hier vier Förderbänder.«

»Sehe ich«, sagte Tessa.«

»Jedes der Förderbänder nimmt Schnee aus einer anderen Himmelsrichtung auf.« Er schritt angemessen feierlich die vier Förderbänder ab, blieb am hintersten stehen und sagte: »Norden. Der Schnee aus dem Norden macht Schneemänner ruhig,

gelassen und überlegt, etwas schläfrig vielleicht, aber in einer nachdenklichen Art und Weise aufmerksam, sie stellen auch nur ein Minimum an dummen Fragen.« Er rannte zum nächsten Förderband und sagte: »Westen. Dieser Schnee verfügt über ein weißeres Äußeres als der herkömmliche. Es ist zwar derselbe Schnee, wenn man richtig an ihm kratzt, kann man das sehen, aber im ersten Eindruck wirkt er weißer. Schneemänner mit solch einer Ausstattung kommen vor Schlössern, Rechtsanwaltskanzleien oder auch der Semperoper zum Einsatz. Hier zählt nur und ausschließlich die äußere Erscheinung, die zwar extra Kosten verursacht, die wir aber wieder reinholen, indem wir sie mit einer vom Kunden ausdrücklich gewünschten relativ einfachen Denkart ausstatten.«

»Sie stellen dort dumme Schneemänner auf?«, fragte Tessa.

»Gott bewahre, nicht dumm, aber eben anders thematisiert. Meine Liebe«, sagte er aufgebracht, »ich kann doch keinen Schneemann aus östlichem Schnee, der ständig ALDI-Prospekte studiert und über die Rente jammert, womöglich mit sächsischem Dialekt, vor ein Schloss, eine Villa oder gar eine Kulturhochburg stellen, wo sich ausschließlich exquisite Schneemänner prinzipiell auf Hochdeutsch über St. Moritz oder das arbeitscheue Personal unterhalten möchten.«

»Natürlich nicht«, sagte Tessa und schüttelte den Kopf. Mortimer richtete seinen Hut, der ihm kurz in die Augen gerutscht war, sprang zum nächsten Förderband und rief: »Und damit sind wir auch schon beim Ostschnee!«

»Der Schnee aus dem Osten war früher besser«, brummte Herr Kleinschmidt von hinten.

»Du sollst doch die neuen in Empfang nehmen, wir haben noch eine Tour«, schimpfte Mortimer.

»Ich habe kalte Reifen, spüre kaum noch die Kotflügel, und ehe du dem Reisigbesen alles erklärt hast, bin ich erfroren«, jammerte der LKW und klapperte mit dem Kühlergrill.

»Dir wird es gleich richtig warm!«, rief Tessa genervt.

»Schneemänner aus Ostschnee«, redete Mortimer unbeirrt weiter, »setzen wir vor Arbeitsämter, Rathäuser und Imbisswagen. Dort stehen meist schon systemkritische Kollegen. Seit zwei Jahren bieten wir sie außerdem mit ausreichend Erinnerung an, um sie mitreden zu lassen, wenn es um früher geht, als alles besser war.«

Tessa war sichtlich beeindruckt und schwieg angemessen, als Mortimer zum südlichen Förderband stapfte. Plötzlich brüllte Herr Kleinschmidt: »... ich fahr heute nirgends mehr hin!«

»Auch gut«, sagte Mortimer, »schreibe ich dir eine Fehlschicht.« Er zog ein Notizbuch aus der Tasche und machte eine Notiz. Herr Kleinschmidt zog einen langen Kühlergrill und fuhr in die Garage. Mortimer kam nun zum südlichen Förderband und wollte gerade loslegen, da sagte Tessa: »Mir ist kalt.«

»Gut. Gehen wir eben rein, kann ich dir auch drinnen erklären.«

Als Tessa auf dem gemütlichen Sofa saß, der Hausherr einen heißen Tee servierte und ein Räucherhaus sanft und duftend aus seinem Schornstein rauchte, setzte sich Mortimer ihr gegenüber und sagte: »Also bliebe noch der südliche Schnee.«

»Der südliche Schnee geht einem ganz schön auf den Wecker!«, brüllte Herr Kleinschmidt aus der Garage, die durch eine Tür mit der Wohnstube verbunden war.

»Schlimmer als du kann er nicht sein«, rief Tessa.

»Ja«, sagte Mortimer, »der südliche Schnee ist sehr, na wie soll ich sagen, sehr aufgeweckt, fast geschwätzig, beinahe unangemessen lustig. Diese Schneemänner liefern wir in der Hauptsache an Einrichtungen wie Kirchen, Finanzämter, Friedhöfe und Bio-Vegetarische Restaurants. Schneemänner, die dort schon stehen, haben das Leben manchmal richtig satt und brauchen einen ausgesprochen heiteren Freund.«

Tessa nickte. Mittlerweile war ihr mollig warm und der Tee ein Gedicht. Die Tasse mit beiden Händen umfasst, sah sie sich in der Stube um. Weihnachten dampfte und leuchtete und klang aus jeder der gemütlichen Ecken. Herrn Mortimers Engagement für die alleingelassenen und bedrückten Schneemänner gefiel ihr, und das ulkige Auto schien nicht so ruppig zu sein, wie es sich gab. Doch plötzlich überkam sie der Gedanke an den eigentlichen Grund ihrer Reise. Sie dachte an den großen Lichterbaum, der morgen auf dem Marktplatz aufgestellt würde, und an ihren sehnlichsten Wunsch, sich danebenzustellen und aus aller Kraft mitzuleuchten.

Die breiten Fensterbretter von Mortimers Stube waren geschmückt mit Tannenzweigen und Kugeln, Schwibbögen und Strohsternen, die zwischen Adventslichtern von der Gardinenleiste hingen und sachte gegeneinander schwangen. Neben der Tür zur Garage brummte ein kugelrunder Ofen mit einem kugelrunden Gesicht. Er stand auf vier knallgelben Entenfüßen und flüsterte ständig in sich hinein, wobei ihm ab und an ein Flämmchen über die Lippen züngelte. Rechts neben der Eingangstür drehte sich eine Pyramide und führte Schneemänner in einer endlosen Polonaise im Kreis herum.

Tessa fühlte sich wohl, und sie wäre sich nicht zu schade gewesen, Mortimers Heim als fröhlicher Lichterbaum zu schmücken,

wenn da nicht der ständig mahnende Wunsch in ihr drängte, einmal als strahlende Tanne auf einem Marktplatz zu stehen und sich bewundern zu lassen.

Mortimer stellte eine Schüssel Nüsse auf den Tisch und fragte: »Möchtest du?«

Tessa lehnte ab. »Ich esse niemanden, der mit mir verwandt ist«, sagte sie, und dann blickte sie nachdenklich in ihre Tasse. Mortimer zupfte an seinem Hut, ging zum Ofen und fragte: »Was ist eigentlich los?«

Tessa schniefte und verschwand fast im Sofa. Ab und an schauten Schneemänner zum Fenster herein, lachten, klopfen an die Scheibe oder stießen mit ihren Mohrrübennasen gegen das Glas.

»Ich«, begann sie, kaum noch zu sehen hinter der Tischkante und schob ihre Tasse hin und her, »ich möchte in die große Stadt. Morgen wird der Weihnachtsbaum aufgestellt, da will ich dabei sein, mich danebenstellen und mitleuchten. Ich bin eine Tanne, ich muss in der Weihnachtszeit leuchten und funkeln, ich will nicht wie all die anderen mir im Wald die Füße plattstehen und nichts mitbekommen. Ich meine, ich bin ein Weihnachtsbaum ... Wenn ich eine Birke wäre, freute ich mich aufs Frühjahr, hätte dort meinen Platz, wäre ich eine Palme, würde ich in Afrika rumstehen und Kokosnüsse schleppen und dürfte mich nicht beschweren, aber ich bin eine Tanne, Herr Mortimer, das wollen Sie doch nicht bestreiten.« Tessa wuchs nun aus dem Sofa empor, drehte sich zum Fenster, winkte den Schneemännern, als erhoffte sie sich Zustimmung, und wie es der Zufall wollte, nickten ein paar, dass ihnen die Eimer und Schüsseln in die Stirnen rutschten. Sie wandte sich wieder Mortimer zu und sagte, wobei sich ihre Nadeln, dunkelgrün geworden, angriffslustig sträubten: »Im

Wald ist es dunkel. Fünf Jahre stand ich da und konnte nur träumen, nur vermuten, was sich in der Weihnachtszeit begibt, hörte die Geschichten der anderen über berühmte Tannenbäume, die weit ins Land hineinleuchten, über jene Stille, die sich von der des Waldes unterscheidet, indem sie eben nicht finster schweigt, sondern Kerzen entzündet und so gut riecht und was weiß ich noch!«

»Du kannst doch höchstens drei Lichter tragen und vielleicht einen ganz leichten Strohstern, du Zwerg, und Stille gibt's nur unter Wasser, wenn du tief genug tauchst!«, mischte sich Herr Kleinschmidt ein.

»Von wegen«, erwiderte Tessa, schnellte vom Sofa hoch, stellte sich auf Zehenspitzen und riss die Arme in die Höhe, »du wirst schon sehen, wie ich leuchte, und die Stille machen Typen wie du kaputt!«

»Na, na«, beschwichtigte Mortimer, klappte die Ofentür zu und setzte sich wieder. Er trank einen Schluck vom Tee, schmatzte genüsslich und sagte: »Die meisten Tannen, Fichten und Kiefern werden in der Regel niemals geschmückt.«

»Die meisten Leute bauen in der Regel auch keine Schneemänner für Schneemänner«, erwiderte Tessa.

Sogar Herr Kleinschmidt musste nicken, und Mortimer wiegte den Kopf. »Da ist wohl etwas Wahres dran. Gut, dann sind wir eben die Ausnahmen, die besagte Regel bestätigen, und weil du so überzeugend bist, werde ich dir helfen.«

Herr Kleinschmidt schürzte die Stoßstange und schüttelte sich, dass es klapperte und klirrte. »Aber ein Weihnachtsbaum, der es in der Stadt zu etwas bringen möchte«, knatterte er, »muss groß sein und rank und schlank, stattlich und ebenmäßig. Trifft alles nicht zu auf die ..., wie hieß sie doch gleich?«

»Tessa, du Stinkbombe!«, rief Tessa und kletterte auf den Tisch, drehte sich, dass die Zweige flogen, und sagte zu Mortimer: »Ich brauche den besten Weihnachtsschmuck und jemand mit Geschmack.«

»Ich finde, Größe kommt nicht von groß«, sagte Mortimer und sah zu Tessa hinauf. »Du hast durchaus das Zeug zu einem wenn auch kleinen, aber recht passablen Weihnachtsbaum.« Er respektierte den Mut dieses kleinen Bäumchens und dessen Eifer, schließlich wusste er nur zu gut, wie es war, Visionen zu haben und verlacht zu werden. Mortimers Hut begann in dem Moment zu schwanken, als er aufsprang und rief: »Tessa, du würdest gut in meine Stube passen, denn ich brauche keinen Riesenbaum, ich brauche einen, der auch von innen leuchtet, einen, dem man auch ohne Schmuck ansieht, dass er ein Weihnachtsbaum ist. Der nicht nur rumsteht, sondern auch versteht, dem die Weihnacht so richtig unters Holz geht. Doch weder habe ich dich gefangen, noch möchte ich dich einsperren, da ein gegen seinen Willen aufgestellter Weihnachtsbaum nur trauriges Licht auf den Teppich tropft und laufend schlechte Laune verbreitet, mit seinen Nadeln wirft und nach gar nix riecht. Darum ist mir persönlich eine gutgelaunte, leuchtende Tessa in der Stadt lieber als eine griesgrämige, die nicht bei der Sache ist, in meiner Stube.«

»Danke, Herr Mortimer!«, rief Tessa und drehte sich weiter im Kreis.

»Wollen Sie etwa den Schmuck für unseren Weihnachtsbaum verschenken!«, rief Herr Kleinschmidt empört und schnaubte eine blaue Wolke.

»Wenn es einer guten Sache dient, Herr Kleinschmidt, dann auch das!«

»Aber, aber ...«

»Außerdem«, sagte Mortimer mit einem spöttischen Lächeln, »haben wir doch noch die Plastiktanne, wie Sie vorhin schon bemerkt haben.«

»Eine Plastiktanne, Gott bewahre, das habe ich doch nur so gesagt, damit die wieder verschwindet. Da bleibe ich draußen, Herr Mortimer, mit mir brauchen Sie am Heiligen Abend nicht zu rechnen!« Herr Kleinschmidt schimpfte, wahrscheinlich war sein Motor ganz rot, schoss aus der Garage, wendete, fuhr rückwärts wieder hinein und rief: »Ich guck euch nicht mehr an!«

Tessa kletterte vom Tisch und sagte: »So ein grantiges Auto.«

»Der kriegt sich schon wieder ein. Jedenfalls«, begann Mortimer und sah auf die Uhr, »werden wir morgen Nachmittag pünktlich auf dem Marktplatz sein, versprochen.« Er reichte Tessa die Hand, und damit war es abgemacht.

»Aber Sie müssen doch noch Schneemänner liefern«, gab Tessa zu bedenken.

»Das kann Herr Kleinschmidt allein!«

»Mit mir brauchen Sie nicht zu rechnen«, rief Herr Kleinschmidt gleich, »Weihnachten ohne Baum, Lieferung ohne mich.«

»Eigentlich wollte ich Ihnen gerade einen Schluck von dem guten Mandelöl geben!«, rief Mortimer aus der Küche.

»Ich möchte eine ganze Flasche«, antwortete Herr Kleinschmidt, »nicht einen Schluck, nicht eine halbe, eine ganze Flasche! Und ich möchte zehn Liter von dem Benzin mit Amaretto-Geschmack!«

»Vier«, erwiderte Mortimer.

»Sieben und die sofort«, sagte Herr Kleinschmidt und blickte stur geradeaus.

»Gut, fünf, und die morgen zum Frühstück!«

»Sechs Liter, heute, mein letztes Wort!«

»Fünf, morgen, dafür gibt es heute schon eine halbe Flasche Mandelöl, mein letztes Wort.«

Herr Kleinschmidt tuckerte aus der Garage, wendete und kam zurück und hatte sogar ein flüchtiges Lächeln auf der Stoßstange, als er fragte: »Wo steht die nächste Fuhre?«

»Drüben vor der Beratung, der erste in der Reihe hat den Zettel mit den Adressen. So, nun aber«, er ging in die Stube zurück, »jetzt, Tessa, lass uns nach dem Baumbehang sehen. Ich habe da ein paar wirklich sehr schöne und seltene Stücke, alle über die Jahre gesammelt, vom Großvater, dessen Großvater und dessen Großvater, von Kunden und selbst gemacht, und etwas Extravagantes aus allererster Hand.« Damit nahm er einen Schlüssel vom Brett und winkte Tessa, ihm zu folgen.

Mortimer öffnete eine knarrende Tür, nahm eine Laterne vom Haken, entzündete sie und im Nu winkte hinter vier schmalen Gläsern eine Flamme mit rotgelben Händen. Sie stiegen viele Stufen hinunter. Das Laternenlicht schlenderte entlang der Wände des alten Gemäuers, hüpfte unvermittelt auf den Boden, schien Tessa mit sich zu ziehen, ihr zu folgen, huschte an Herrn Mortimers wallendem Schal empor, bestrich seinen langen Hut und sprang entschlossen wieder zur Decke hinauf. Tessa fürchtete sich ein wenig, je weiter sie in dem Gewölbe vorankamen. Doch plötzlich sagte Mortimer: »So, da wären wir.«

Sie standen vor einer eisenbeschlagenen, schweren Tür. Mortimer steckte einen gewaltigen Schlüssel mit sehr langem Bart

in ein wuchtiges Schloss und drehte ihn siebenmal. Die Tür ging auf. Die Laterne aus. Finsternis.

Tessa stand wie erstarrt, bis sie ein Klicken hörte, dem ein Summen folgte, und schon füllte sich der Raum, als beginne ein Orchester Instrument für Instrument zu spielen, Licht für Licht. Eines wuchs aus dem nächsten, und das nächste aus dem nächsten.

Zu Beginn nahm ein Hauch von Rot, der aus allen sieben Ecken des Raumes gleichzeitig floss, seinen Weg zur Mitte, während sich darüber ein falbes Gelb unter der Decke ausbreitete. Tessa guckte begeistert, drehte sich und guckte, wie das mittlerweile karmesingewordene Leuchten zu sprudeln begann. Der siebenfach gewölbte Raum hatte sieben Ecken, außerdem stattliche Ausmaße für einen Keller des kleinen Häuschens.

An jeder der sieben schmalen Seiten stand eine silbrig glänzende Truhe.

Der Fußboden setzte sich aus rechteckigen, mokkabraunen Segmenten zusammen, und als Tessa, von Herrn Mortimer mit einem stolzen Nicken begleitet, den ersten vorsichtigen Schritt über die Schwelle machte, war es ihr, als stünde sie auf einer Tafel Schokolade. In der Mitte des Raumes sah sie nun, wie das kräftiger gewordene, fast auf dem Gipfel seiner Färbung angekommene rote Licht aufstieg wie die Fontäne eines Springbrunnens, um gleichmäßig über die gewölbte Decke zu fließen.

Tessa kam es vor, als wandelte sie durch einen ihrer unzähligen Weihnachtsträume. Sie drehte sich noch mal im Kreis, kein Traum, sie wachte nicht auf, sie schlief nicht, es war vollkommen verrückt, sie stand im Kaleidoskop aller Weihnachten. »Ist das Zauberei?«, fragte sie den zufrieden lächelnden Mortimer.

»Technik«, antwortete er und ließ es dabei bewenden.

»Mortimer«, flüsterte Tessa, »ich kann aber keinen Baumschmuck sehen.«

»Nicht so ungeduldig, liebes Bäumchen.« Er kramte eine Art Fernbedienung aus der Hosentasche, drückte einen Knopf, worauf sich alle sieben Truhen öffneten und Weihnachtsbaumattrappen aus schwarzpoliertem Holz zum Vorschein kamen.

An allen sieben Modellen hing sieben Mal anderer, wundervollster, edelster, eigentlich nicht vorstellbarer Weihnachtsbaumschmuck. Tessa wusste nicht, wohin zuerst gucken, sie lief jubelnd von einem zum anderen Modellbäumchen, regelrecht geblendet, durch den gesamten Raum und wieder zurück. Was für eine Pracht, was für ein Glitzern in Glas und Kristall, feinem Porzellan, Bernstein, goldgefasstem Weiß, ein Modell gar schien sich mit einem ununterbrochenen Fluss aus Silber zu schmücken.

»Das ist es!«, rief Tessa immer wieder, »nein das ist es, oder vielleicht das!« Und sie rannte zum nächsten. »Das hier würde mir auch gefallen, golden gelocktes Lametta mit den schwarzpolierten Kugeln. Und die zarten Porzellansterne mit den Gesichtern!« Damit war sie in der sechsten Ecke angekommen und quiekte: »Bernstein, das sind Amaryllisblüten aus Bernstein. Nirgends drinnen bricht sich das Licht so wie in Bernstein! Ich kann doch alles umhängen. Oder?«

»Um Gottes willen, nein!«, widersprach Mortimer, »keine Verkleidung, kein Augenterror, Schmuck wird durch den prächtig, der ihn trägt, alles andere ist Blendwerk ohne inneres Leuchten. Tessa, du hast das Zeug zu einem tannenbaumgebliebenen Lichtenbaum. Ganz nebenbei wird Baumschmuck nicht gehängt, sondern dekoriert. Bei Schmuck ist es wie mit

der Medizin. Man wird nicht gesünder, bloß weil man gleich die ganze Packung verschlingt.«

Er ging schnurstracks auf Tessa zu und sagte: »Du hast einen bestimmten Typ, mit dem musst du arbeiten, verstehst du! Akzente durch Accessoires, die Gabe zu dosieren, zu wissen, wo und wo nicht. Mummenschanz ist für Narren und erst wieder im nächsten Jahr.«

»Aber das ist alles so schön.«

»Ein waschechter Weihnachtsbaum strahlt immer.«

»Ohne Licht will ich aber nicht leuchten!«, rief Tessa verzweifelt.

»Natürlich sollst du leuchten, das ist nur eine Redensart. Komm mit!«, forderte Mortimer Tessa auf und führte sie zum siebten Podest.

»Ganz ohne Kerzen«, beschwerte sich Tessa, »da kann ich am Abend leuchten, wie ich will, von innen meine ich, das kann ja niemand sehen.«

Als sie Mortimer an den siebten Sockel gefolgt war, erblickte sie den endgültig schönsten, feinsten und brillantesten Weihnachtsbaumschmuck aller Zeiten. Eisblumenblüten, gewachsen aus dem Hauch eines Rankengeflechts, in dessen Innerem ein gleichmäßig purpurnes Licht schwach pulsierte. Die Blütenblätter wölbten sich, im Kamm der Wölbung wandelten sich die Farbschattierungen zum Rand der Blütenblätter zu einem tiziangoldenen Hauch. Tessa wusste sofort, was sie vor sich hatte: Winternächte. Sie erblickte alle Winternächte der Welt zu einer vereint. »Sind das echte Eisblumen, Mortimer?«

»Bei meinem Hut«, rief Mortimer, »hier ist alles echt!«

»Aber die schmelzen nicht, die sind kein bisschen getaut, die wachsen sogar!«

»Der Herr Winter«, begann Mortimer zu erklären, »der, nebenbei gesagt, ein sehr guter Freund unserer Familie ist, hat uns eine Ader eines ganz besonderen Eises geschenkt, die am Nordpol entsteht und unter meinem Haus entlangführt.«

»Darf ich den Schmuck morgen tragen?«, fragte Tessa das Einzige, was ihr jetzt wichtig war.

»Das würde mich freuen«, antwortete Mortimer und nickte.

Erst als der neue Morgen seine weißen Hände auf die Welt legte, um über Hügel und durch Täler zu streicheln, die ersten Schneemänner geschäftig über den Hof gingen, die Kräne sich über den Kuppeln der Kugelgebäude drehten und ein wettern-der Herr Kleinschmidt in einer grauen Wolke aus der Garage kroch, übermannte Tessa ein unruhiger Schlaf. Doch dann hörte sie Mortimer rufen: »Tessa! Wir haben genau vier Stunden, alles vorzubereiten, eine Stunde Fahrt, und ...«

»... eine Stunde!«, rief Herr Kleinschmidt, »ich, ich bin doch kein Formel-I Wagen, ich ...!«

»Dann brauchst du also auch kein Amaretto-Benzin!«

»Eine Stunde«, sagte Herr Kleinschmidt, »kein Thema.«

Als Tessa, gefolgt von einem zufrieden nickenden Mortimer, als zauberhaft strahlende Tanne aus der Tür trat, hatte sich der beginnende Nachmittag bereits dunkle Wolken tief in die Stirn gezogen. Tessa leuchtete in ihrem neuen Kleid, als gäbe es kein anderes Licht weit und breit auf dieser Welt. Sie war mit Abstand der schönste Baum, den die Weihnacht je gesehen hatte. Dreißig Schneemänner hielten sofort inne und staunten. Sogar Herrn Kleinschmidt hatte es die Sprache verschlagen.

Tessa traute sich kaum zu atmen, als ihr Mortimer auf die Ladefläche half.

Da stand sie nun stolz und blickte durch die lustig tanzen- den Flocken über die angrenzenden Hügel und Täler und die ihr scheinbar wohlwollend zugewandten Wälder hin zum Türmchen der alten Burg, auf ein Stückchen des blankgewie- nerten Teiches und aufs Feld hinaus.

»Herr Kleinschmidt!«, rief Mortimer und stieg ein, »wir fahren heute ausnahmsweise vorsichtig und ausnahmsweise zügig!«

»Bei den Straßen!«, meckerte Herr Kleinschmidt, begann zu tuckern, raffte die Kotflügel und dann ging es los. Tessa winkte den Schneemännern. Ein wenig Traurigkeit mischte sich unter ihr tolles Weihnachtsbaumgefühl. Allmählich ent- fernte sich die Schneemannschule, das pummelige Haus kroch in die Hügel, die vier Fichten versanken im Hang, die Schnee- männer verschmolzen mit dem Weiß der Landschaft, und die Kräne, die nur noch gelbe Nadeln waren, schienen den Horizont endgültig zu vernähen.

So wie Mortimers Anwesen verschwand, so näherte sich die große Stadt mit ihren Hochhäusern, Kirchtürmen und den in den Himmel ragenden Straßenlampen. Herr Kleinschmidt schnaufte durch das steinerne, weihnachtlich geschmückte Tor der Stadt. Mortimer rief: »Mensch, Herr Kleinschmidt, wir haben keine Umweltplakette.«

»Wir sind eine Ausnahmeregelung, außerdem bekomme ich Ausschlag, wenn Sie Dinger auf mich draufkleben.«

Die Kirchturmuhren schlug dreimal, als sie auf den Marktplatz einbogen. Nachdem der letzte Glockenschlag verhallt war, be- gannen Turmbläser eine Weihnachtsmelodie zu spielen, die sich sachte auf die Flocken legte und mit ihnen nach unten schwebte.

Das Erste, was Tessa auffiel, war ein riesiges Kran-Auto, das eben seinen Ausleger einfuhr. Männer packten Werkzeuge zusammen. Ein Pulk Zuschauer schaute wie gebannt den ge- rade aufgerichteten Baum empor. Eine wahre Silberflut stürzte seine schön gewachsenen Zweige und Äste hinab. Tausende Kerzen behauchten die kalte Winternacht über dem Markt. Herr Kleinschmidt bahnte sich hupend und schimpfend einen Weg durch die Besucher. Kinder, die das Interesse am großen Weihnachtsbaum schnell verloren hatten, weil es andere Dinge zu entdecken gab, sprangen und rannten und warfen Schnee- bälle. Die Menschen ringsum beachteten das Trio kaum, als der Mann mit dem unglaublichen Hut ausstieg und zu seinem Auto sagte: »Herr Kleinschmidt, rückwärts rein, rechts ran!«

Buden und Stände blinkten, dampften und rochen nach allem, was die Weihnachtszeit zu bieten hatte. Überall dräng- ten sich Leute. Die Turmbläser klangen hell in der klaren Luft. Kinder hielten Zuckerwatte in den Händen, fuhren Runde um Runde auf dem altertümlichen Karussell. Ein Lei- erkastenmann, der an seiner Kurbel gemächlich *O Tannen- baum* leierte, lachte zu Tessa hinauf. Ein paar Leute umringten Herrn Kleinschmidt, der sofort seine angeborene Klaustro- phobie spürte.

Mortimer hob Tessa von der Ladefläche, stellte sie neben den großen Weihnachtsbaum und sagte: »Jetzt, meine Liebe, ist es so weit, du stehst auf dem Marktplatz, eine Menge Leute betrachten dich schon.«

»Ja«, flüsterte Tessa zurück, »es ist ja auch ein Mega- Schmuck, den Sie mir da zur Verfügung gestellt haben.«

Die Eisblumen auf Tessas Nadelkleid blühten in einer noch fantastischeren Pracht als in dem Gewölbe gestern. Die

Ranken wanden und streckten sich, die Blumen boten ein prächtiges Schauspiel mit dem Schließen und Öffnen ihrer Blüten. War die große Tanne auch groß und breit und stattlich und superhell – nicht etwa aufdringlich, schon weihnachtlich, das musste man sagen, in all dem Silber und dem Rot –, so war sie doch nicht bei der Sache. Tessa hoffte, während sie stolz den Leuten in die Gesichter blickte, von denen sich jetzt eine ganze Schar versammelt hatte, dass die große Tanne sie ansprechen würde, aber sie hoffte vergebens. Der Star des Weihnachtsmarktes schien sie da unten gar nicht zu bemerken. Ohne dass jemand etwas mitbekam, stupste sie die große Tanne an.

Mortimer schloss die Ladefläche und sagte zu Tessa: »Ehe deine Klopferei da oben angekommen ist, ist Weihnachten vorbei. Lass es gut sein. Die hat längst gemerkt, dass die Leute auch dich bewundern. Das passt ihr nicht, du bist ein Zehntel von ihr und hast schon die Hälfte der Zuschauer.«

Tessa wollte Herrn Mortimer um den Hals fallen, doch erstens hatte sie ihm das letzte Mal seine Wange zerkratzt und zweitens war sie hier ein Baum, ein Lichterbaum, der still und bedächtig am Tor der Weihnacht zu stehen hatte. Herr Kleinschmidt freute sich über Tessa und lachte die gesamte Stoßstange entlang.

»Danke, Mortimer«, flüsterte Tessa. »Danke für alles, ohne Sie und Ihre Schneemänner wäre Weihnachten sehr arm.«

»Das hast du aber schön gesagt.«

Nun wollte Mortimer endgültig nach Hause, doch die Melodie der Trompeter vom Kirchturm legte etwas Trauriges in seine Augen. Schnell huschte er in sein Führerhaus, sah, dass Herrn Kleinschmidt tatsächlich eine dicke Träne über den lin-

ken Scheinwerfer rollte, und beide brausten unerhört schnell in einer blaugrauweißglitzernden Wolke davon.

Tessa präsentierte sich. »Ach« und »Oh« und »Wie schön« hörte sie stundenlang. Einmal kam ein Junge auf sie zu und wollte eine der Eisblüten abzupfen. Tessa sträubte ihre Nadeln und knirschte: »Finger weg!« Der Junge erschrak, sprang zurück und rief: »Mama, der Baum kann sprechen!«

»Du bist müde, Basti«, sagte seine Mutter, »wir gehen jetzt nach Hause!«

Tessa kicherte.

Auch die große Tanne wurde bestaunt, aber eben nur wegen ihrer Größe, darüber war sich Tessa mit sich einig. Die stand nur da und protzte.

Doch dann drängten sich zunehmend Mortimer und Herr Kleinschmidt und die Schneemänner in Tessas Gedanken. So überlegte sie hin und her, zweifelte, vermisste ihre neuen Freunde, redete sich etwas ein und aus, bis eine ältere Dame letztendlich den Ausschlag für Tessas Entscheidung lieferte, als sie zu ihrem Mann sagte: »Der Schmuck, Gerd-Gregor, ist wirklich exquisit, aber an diesem winzigen Baum die reinste Verschwendung.«

Auch wenn Tessa dergleichen im Laufe des Abends schon gehört hatte, von anderen Gaffern, die wirklich nur gafften und darüber stritten, was denn so ein Baumbehang kosten müsse, gab ihr besagte Dame den Rest. Nach fünf Stunden und fünfundzwanzig Minuten bekam Tessas Illusion Risse. Die Trompeter waren längst verstummt, die Leute auf dem Weg nach Hause, die Stände schlossen ihre Läden. Siebenundzwanzig Minuten vor zehn wurde sich Tessa darüber klar, dass man nur ihren Weihnachtsbaumschmuck bewundert hatte.

»Hast du etwas gesagt?«, fragte ein Herr seine Begleiterin, die vor Tessa stehengeblieben war.

»Nein, nein. Ich hatte nur kurz das Gefühl, das Bäumchen starrt mich an.«

Herr Kleinschmidt stand in seiner Garage und ließ die Enden seiner Stoßstange hängen. Mortimer schleppte sich, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, über den Hof. Sein Hut bewegte sich keinen Millimeter, und wenn Mortimers Hut steif auf dem Kopf saß, war etwas ganz und gar nicht in Ordnung. Schließlich hockte er sich neben Herrn Kleinschmidt in die Garage. Das Tor geöffnet, starrten sie beide dorthin, wo die Stadt allmählich ihre Lichter löscht und Tessa wahrscheinlich ziemlich einsam im Dunkeln stand. Schließlich brach Herr Kleinschmidt das Schweigen: »Herr Mortimer, sie ist ganz allein, wenn der Rummel vorbei ist. Wir hätten sie nicht gehen lassen sollen.«

»Aber sie hatte sich so darauf gefreut.«

»Wir können doch nicht so tun, als sei nichts gewesen«, sagte Herr Kleinschmidt.

»Natürlich nicht«, erwiderte Mortimer.

Der Heilige Abend zog auf, die Winternacht hatte tausend Sterne an den Himmel gestickt, Flocken schwebten ohne Unterlass, bläulichweiß schimmerte die Landschaft, und Tessa ging ihm nicht mehr aus dem Kopf.

»Mortimer!«

»Ja, Herr Kleinschmidt.«

»Ende des Monats läuft unsere Zeit hier ab.«

»Ich weiß, Herr Kleinschmidt, ich weiß.«

»Tessa ist ein wirklich phänomenaler Weihnachtsbaum.«

»Ich weiß, Herr Kleinschmidt, ich weiß.«

»Auch ohne Schmuck.«

»Ich weiß, Herr Kleinschmidt, auch ohne Schmuck«, sagte Mortimer, nahm seinen Hut ab und zählte dessen Streifen.

Vor Jahrhunderten hatte Mortimers Familie mit dem Winter einen Vertrag gemacht, der besagte, dass er sich von dem wertvollen Eis nur nehmen dürfe, wenn er sich am Nordpol, von wo aus sich die Mine bis unter Mortimers Haus zog, um deren Pflege verdient machte. So reisten er und Herr Kleinschmidt immer nach dem Heiligen Abend zum Nordpol, um sich der Sache anzunehmen. Die restliche Zeit, und das stand im kleingedruckten Anhang des Vertrages, mussten Mortimer und Herr Kleinschmidt dem Winter zu Diensten sein, den Nordpol aufräumen, Eisschollen fegen, Walrosse chauffieren oder flackernde Nordlichter auswechseln. Überdies war mit ihrem Dienstherrn nicht gut Kirschenessen, denn der kannte Kirschen überhaupt nicht. Aber beide hatten sich nie beschwert, brauchten sie doch das Eis.

Die große Tanne neben Tessa schnarchte, ihre Lichter waren erloschen, sie war nur noch ein riesiger, dunkler Fleck vor der Hauswand, nichts weiter. Die Turmuhr schlug zwölffmal. »Geisterstunde« nannte Fledermaus Geraldine diese Zeit, da fühle man sich am wohlsten, hatte sie immer geschlulzt, »es könnten ruhig zwei sein«. Tessa dachte an die Freunde im Wald, und immer wieder schoben sich der nette Mortimer ins Bild und Herr Kleinschmidt und die Schneemänner. Der Marktplatz schien sich erneut zu beleben. Schatten richteten sich auf, zogen in die Gassen. Die Karussellpferde schüttelten ihre Mähnen, die kleinen Girlanden, die überall hingen, schlugen mit Pling

und Plong aneinander, beide Pappweihnachtsmänner nahmen ihre Säcke von der Schulter, irgendwoher trug der Wind eine weihnachtliche Melodie.

Tessa musste sich eingestehen, dass Mortimer und Herr Kleinschmidt nur ihretwegen am Heiligen Abend ohne Weihnachtsbaum sein würden. Sie hatte nur an sich gedacht, und schließlich rief sie zu den Pappschneemännern hinüber: »Ich hatte meinen Auftritt! Zwei Freunde konnte er nicht aufwiegen. Geschmückt kann ich überall sein, und bei Mortimer könnte ich auch ohne Dekoration in der Ecke stehen.« Tessa wischte sich über die Augen. Der Markt schwamm davon. Sterne und Mond begannen, sich graue Tücher um die Schultern zu legen, die Schneeflocken wurden dichter und der Wind holte tief Luft.

Mortimer betupfte sich die Augenwinkel und beguckte lange sein rot-gelb-grünkariertes Taschentuch. Herr Kleinschmidt sagte: »Es ist zum Heulen!«

»Und nun?«

»Und nun, und nun«, wiederholte Herr Kleinschmidt, »wir holen sie natürlich zurück.«

»Gut«, sagte Mortimer, richtete seinen Hut, zog die Jacke straff, »fahren wir! Ich muss Sie aber, wegen des viele Schnees, in Ketten legen.«

»Aber nur, weil das ein Rettungseinsatz ist!«

Tessa hatte den Marktplatz hinter sich gelassen. Wo war der Stadtrand? Sicher am Rand, aber sie hatte nicht auf den Weg geachtet. Mit dem Auto waren sie eine Stunde gefahren. Und während sie sich fragte, wie lange sie zu Fuß brauchen würde

und wohin sie sich wenden sollte, hörte sie plötzlich über sich ein vertrautes Schnalzen.

»Na, da bin ich aber froh!«, rief Geraldine und flatterte auf Tessas Spitze.

»Was machst du denn hier?«, fragte Tessa und drehte die Augen weit nach oben.

»Geisterstunde, meine Liebe, da bin ich meist unterwegs. Gut siehst du aus, und ich soll dich von allen grüßen. War es denn die ganze Strapaze wert?«

Tessa sah zu Boden.

»Also nicht«, sagte die Fledermaus. »Naja, meine Liebe, eine Erfahrung kann auch ein Weihnachtsgeschenk sein.«

Tessa fragte nach der Schneemannfabrik, wo die liege, wie sie laufen müsse.

»Das ist ein langer Weg«, sagte die Fledermaus, »und es schneit noch heftiger, weil der Wind über die Felder pfeift, kaum mehr zu sehen sind Straßen und Wege.«

»Egal, ich muss nur wissen, welchen Weg ich einschlagen soll.«

Mortimer drückte seine Nase an der Windschutzscheibe platt und starrte dennoch in ein graues, wirbelndes Nichts. »Wie isses, Herr Kleinschmidt, geht's noch!«, rief er. Herr Kleinschmidt guckte sich fast die Scheinwerfer aus und schnaufte verbissen den nächsten Hügel hinauf. Weiße Tücher flatterten übers Land. »Wir schaffen das schon! Sehen Sie irgendetwas, Herr Mortimer!«

»Nichts!«

Unterdessen hatte Tessa den Stadtrand erreicht. Geraldine flatterte über ihr und hatte wegen der Schneeflockenwirbel-

turbulenzen Mühe, Höhe zu halten. Als der Wind sie immer mehr aus der Bahn brachte, rief sie noch schnell: »Jetzt nur noch geradeaus, verlauf dich nicht!« Und dann schnalzte sie dreimal und war verschwunden.

Tessa konnte keine zehn Meter sehen, geschweige denn eine Straße oder einen Weg erkennen. Sie stemmte sich gegen den Wind, der mit weißen Scherben durch die Luft klirrte. Und plötzlich glaubte sie, unter all den Geräuschen, dem Sausen des Windes, dem Knirschen des Schnees, ein Brummen zu hören und das angestrengte Quäken einer Hupe, dem ein unverkennbares Rumpeln folgte.

Der tapfere Herr Kleinschmidt schonte sich nicht, noch weniger, als er etwas zu erkennen glaubte. »Da oben, Mortimer, ich glaube, da oben schimmert etwas!«

Mortimer drückte die Nase noch fester an die Scheibe. Flocken spritzten durchs Licht der Scheinwerfer und tanzten auf dem Glas. Er schloss die Augen, blinzelte, riss sie weit auf, versuchte mit aller Kraft die Schleier zu durchdringen, und siehe da, dort, links, etwas erhöht, ein schwaches zwar, aber stetes Schimmern. »Meinst du, dort oben links!«, fragte er.

»Oben links«, bestätigte Herr Kleinschmidt, »ich spinne doch nicht, ich kann es sogar hören! Hören Sie denn nichts?«

»Es gibt nur ein Leuchten, das man hören kann, Herr Kleinschmidt, nur eines!« Und wie ein Jubeln brach es aus ihm heraus: »Da ist sie!«

Tessa stand auf der Anhöhe, grüne Tränen glitzerten in ihren Augen. Der Himmel hielt den Schnee an, nahm die Tücher von den Sternen und putzte schnell noch über den Horizont.

Mortimer sprang aus dem LKW, stellte sich ins Scheinwerferlicht, zog die Jacke straff und dann rief er mit seinem Auto im Chor: »Oh, eine Weihnachtslichterleuchtstrahletanne! Siehst du sie auch! Trägt den schönsten Schmuck um Hals und Bauch. Doch es scheint, auch ohne wär sie wunderherrlichfunkelndfein, das kann nur unsre Tessa sein!«



## FAMILIENTREFFEN

**H**allo, mein Name ist Herbst, hauptberuflich Jahreszeit, nebenberuflich nichts.

Wussten Sie nicht, haben es absichtlich verdrängt? Ich bin männlich. Sollten Sie deswegen Gewissensbisse haben, nennen Sie mich einfach Herbst.

Es hatten sich bei uns in der Jahreszeitenagentur auch Frauen beworben, als das mit der Quote losging. Wir sind da nicht weniger frei, jeden Ulk mitmachen zu dürfen. Es gab keinen Ansturm in dem Sinne oder einen Run, wie man es heute bezeichnen würde. Die Frauen, die sich am Haupteingang einfanden, waren schnell gezählt. Sieben, um genau zu sein. Junge Frauen, sagte ich, sieht gar nicht schlecht aus. Der Sommer hatte mit mehr Alter gerechnet. Abwarten, sagte er, das muss heute nichts mehr heißen.

Die Frauen schubsten nicht oder drängelten, zudem hatten sich zwei von ihnen, was mir der Frühling an einem anderen Fenster zeigte, auf dem Radweg festgeklebt, die wollten gar nicht zu uns. Das sei eine neue Protestbewegung, die sich Fridays Against Cyclists nenne, hatte der Sommer recherchiert, ausschließlich finanziert über Schwarzkonten des ADAC.

Ich möchte jetzt nicht weiter auf die Vorstellungsgespräche eingehen, nur noch so viel: Eine Dame, die Nummer vier, wobei ich im Moment dachte, sie sei Nummer vier und fünf, hielt in beiden Händen einen Schokoriegel und fragte mich gleich, noch im Treppenhaus, ob der Kaffee aus dem Automaten pflanzlich hergestellt würde, sie sei eingefleischte Vegetarierin und achte sehr auf Inhaltsstoffe, worauf ich sagte, dass unser Kaffee hauptsächlich aus Schweinefleisch bestünde. Da waren's nur noch sechs. Eine andere wollte ihr Kind mitbringen, worauf wir bestätigten, kinderfreundlich zu sein, aber kein Kindergarten. Würde man sich für den Jahreszeitenberuf entscheiden, müsse man die Finger von einigen Dingen lassen.

Ich kann das also abkürzen, zwei Bewerberinnen hatten es in die nähere Auswahl geschafft, wir machten unseren kleinen Lebensfähigkeitstest, funktioniert immer: die Toilette ohne App zu finden, keine Furcht zu zeigen, sollte ein Mann entgegenkommen, und den Unterschied zwischen Schnee und Regen innerhalb von einer halben Stunde festzustellen. Angehörige dürften einmal angerufen werden. Bevor es aber mit der theoretischen Ausbildung richtig losgehen sollte, stellten die beiden Frauen einen Antrag auf die Bildung eines Befindlichkeitskreises, was ihnen laut Grundgesetz zustehe, den wir auch gleich genehmigt hatten, ehe uns der Befindlichkeitskreisbeauftragte wieder an die Karre gefahren wäre. Dann saßen sie, tatsächlich, so wahr ich hier sitze, zu zweit als beantragte Gruppe, tauschten sich darüber aus, ob sie sich einlassen könnten, was das mit ihnen machen würde, ob es moralisch und ökologisch vertretbar sei, mit Starkregen, Sturm und Glatteis, Karriere zu machen.

Wir hatten aber abgestimmt, Frauenquote hin oder her, vier Stimmen für keine Frauen und keine dagegen. Einstimmig.

Dem Quotenheini haben wir das so verkauft: Frauen taugen für Jahreszeitentätigkeiten nicht, zu moralisch, zu klimabedacht, zu nachhaltig, zu kinderfreundlich. Der Beauftragte dankte uns tatsächlich für unser Verständnis, Frauen keine Arbeitsstellen vermitteln zu wollen, die unter ihrem Niveau lägen, andere könnten sich von uns eine Scheibe abschneiden. Noch mal gutgegangen, sagte der Sommer, als wir am Abend in der Bar des Hotels Vier Jahreszeiten die Nichteinstellung von Frauen gehührend feierten.

Gegen Morgen kletterte der Winter langsam und umständlich auf den Tisch, erhob sein Glas, und sang die erste Strophe unserer Jahreszeitenhymne:

*Frühling. Sommer. Herbst und Winter.  
Keine Frauen und niemals Kinder ...*

Ist Schnee von gestern. Apropos Schnee, ich sitze hier, was nicht so lustig ist, wie es klingt, in meinem muffigen Dienstraum und warte auf den Winter, und es wäre mir völlig schnuppe, ob der Hosen anhätte oder ein Kleid oder beides und tausend Kinder mitbrächte. Ich bin fertig, Dienstschluss, möchte nach Hause, in zwei Tagen ist Weihnachten, mein Lieblingsfest, bin ich doch ein ausgesprochener Weihnachtsfan.

Mein Freund der Frühling meinte dazu einmal, Mensch, Herbsti, wie ich dich beneide, dass du so ein ausgesprochener Weihnachtsfan bist und so nahe dran. »Zudem habe ich die ganzen dämlichen Feiertage erwischt, kenne die Reden, die an meinem ersten gehalten werden, alle auswendig, weil sie die an meinem vorherigen ersten auch gehalten haben. Oder dieser Männertag, wenn die ganzen Untoten mit ihrer Wampe in

meine schönen Blumen stürzen, dass ich hinterher denke, da ist ein Blindgänger hochgegangen. Als wäre das nicht schon genug, steht am Ende Fronleichnam ins Haus. Bist du schon mal einer frohen Leiche begegnet? Vielleicht zum Männertag, aber froh sehen die auch nicht aus.« Er habe sich auch schon beschwert. Pfingsten würde er ja zur Not behalten, aber die anderen grusligen Feten könne man doch besser verteilen, auf den Sommer, zum Beispiel, der hat auch eine Himmelfahrt, die ist aber gar nicht lustig. »Vielleicht könnte ich wenigstens meine Himmelfahrt gegen die andere Himmelfahrt eintauschen, oder den Maifeiertag unserem feinen Herrn Winter aufhalsen, da sind sowieso alle müde und frieren und bleiben zuhause.« Das nächste Übel, sagte der Frühling, sei das Wetter. Wenn er es auffordere, richtig schlecht zu werden, damit die von der Straße wegbleiben, was es erst nach dem dritten Mal begreife, halte es beide Hände auf und sagt, alles hätte seinen Preis, schlechtes Wetter koste und richtig schlechtes Wetter koste richtig.

Na, ja, der Frühling ist auf seinen Feiertagen sitzen geblieben, und ich sitze hier zwischen Koffern und Kartons, Taschen, davon drei mit gebrauchten Socken, Tüten randvoll mit alter Wiese, Säcke mit verwelktem Laub, siebzehn Eimer fast neue Regenschauer. Zwei von den ungebrauchten Nachtfrösten liegen in der Spüle. Unterm Tisch kauert eine kurzatmige, nichtverwehte Windböe, ziemlich alt, relativ farblos, null böig, guckt bescheuert, fragt mich laufend, wer ich sei, ob ich ihr die Mahlzeiten pürieren könne, sie habe ihre Zähne verlegt, welches Jahr wir hätten und sie sabbert, aber das ist hier mittlerweile egal.

Vorm Fenster stehen die letzten blassbraunen Blumen, können kaum ihre Köpfe oben halten, müssen sich gegenseitig stützen. Die ehemals goldenen Getreidestoppeln rosten munter

vor sich hin, dabei rostet Gold überhaupt nicht, zumindest ist das früher so gewesen, als die Chemie noch stimmte und wir Jahreszeiten uns aufeinander verlassen konnten.

Sie müssen wissen, um mal reinen Wein nachzuschicken, der feine Herr Winter kommt nicht das erste Mal nicht zu seiner Zeit, um mich abzulösen. Ich habe schon mehr als genug geherbstet. Macht keinen Spaß mehr, die Natur zu überherbstet. Ausgeherbst. Die Zeit ist allemal ran. In zwei Tagen ist mein allerliebstes Lieblingsfest, Weihnachten, hatte ich bereits erwähnt. Wie soll ich mich vorbereiten? Noch nichts eingekauft, nichts geschmückt, hier habe ich einen lächerlichen Kerzenstummel, den verbeulten Adventsstern, der mit dem einen Strahl, den mir der feine Herr Winter geschenkt hatte mit der Bemerkung, für den Herbst ginge der noch.

Ich bin kein Ordnungsfanatiker, kein Pedant wie der Frühling, der alles geordnet, aufgereiht, toll gewachsen, auf dem neuesten Blütenstand und sauber hingerankt dem Sommer übergibt. Ich stehe dazu: ein bisschen Unordnung hat doch was von künstlerischem Intellekt. Machen andere genauso, sind schlampig und schieben es einer mutmaßlichen Begabung in die Schuhe.

Es gibt eine Menge wegzuräumen: Zubehör, Hilfsmittel, Material, dazu kommt ein Stapel nerviger Schriftkram: Regenprotokolle, Sommerüberhangbeschwerden, Wolkenpauschalvergütungsabrechnung, Hagelkörnerverteilwürfe. Und Stürme ab 120 km/h müssen neuerdings regelmäßig zum TÜV. Äußerst wichtig ist mir mein Handwerkszeug. Sollen sich andere selbst welches kaufen. Mein Handwerkszeug verborge ich nicht. Pinsel, Farben, Feilen, Hämmer und Scheren und vieles mehr. Herbst ist nicht einfach nur Regen, nass und kalt und Sauwetter,

so, wie Sie sich das vielleicht denken. Ich überlege, wo ich mit dem Regenbogen hin soll, der ist mir gestern hinten auf den Hof gekracht. Der ragt halb aus dem Fenster, weil er nicht ins Zimmer passt, gegen die Decke stößt, so komme ich aber nicht an den Ofen, für den es langsam Zeit wäre. Zwei träge, graue Wolken, die ebenfalls vom Himmel gefallen sind, die ich notdürftig erstversorgt habe, führen sich wie Hefeteig auf, quellen durchs Zimmer, drauf und dran, mich völlig einzuwabern. Das alles ist aber nur ein Siebenunddreißigstel dessen, was noch so rumlag, kaputt, krank, geschafft, verbraucht und ausgeleiert. Käme der Winter pünktlich, könnte er hier anfangen. Der macht ja meist schon auf dem Weg ein paar Handgriffe. Derweilen würde ich mein Zeug hinten auf dem Hof ordnen und packen und sortieren. So hätte ich auch mehr Lust, wüsste ich doch, dass ich danach abschwirren könnte. Wenn. Wenn. Wenn.

Ich kann auch nicht alles wieder verwenden, nur ein paar Dinge. Die bringe ich wie immer auf den Boden, in den Keller, in die Garage. Auto verkauft, fahre jetzt Rad. In der Garage staple ich alles in meine neuen Regale, die ich mir vorne vom Buchladen geholt habe. Eines Tages standen die draußen, waren Bücher drin, Zettel dran, zu verschenken, wobei ich die Bücher nicht brauchte. Habe ich rausgeräumt, nur die Regale mitgenommen. Toll, dass sich die Leute heutzutage um andere Leute kümmern, gab's früher nicht, da behielten die Buchläden ihre Regale.

Ich musste zweimal laufen. Beim zweiten Mal, ich war schon fast ums Eck, hampelten auch ein paar Leute auf dem Fußweg umher und schrien und wedelten, die wollten vielleicht tragen helfen, aber wenn ich's schon geschenkt kriege, trag ich's natürlich selbst. Vieles von meinem Equipment funktioniert im nächsten

Jahr noch, wird überprüft, getestet, ausgebessert und dann über die Waschstraße. Seit ich mich darauf verlassen kann, dass der Winter später kommt, gucke ich genauer hin. Die Sachen müssen länger halten, die Stürme, die Platzregen, graue Wolken, Tiefdruckgebiete, Laubfarben, kleine Fröste, Pfützen ... Ist ja auch alles teurer geworden, und weniger. Die Farbeimer sind nur noch zu zwei Dritteln gefüllt, aus den schönen, dunklen Wolken sind mittlerweile hellgraue Rauchfähnchen geworden, von den Tiefdruckgebieten, die sie früher einzeln mit dem LKW brachten, passen heute drei in einen einzigen lächerlichen Karton, obendrüber vier Meter Blasenfolie – da brauchst du einen Tag, das Zeug auszupacken, einen, um das Wesentliche zu finden und noch einen, um dich ausreichend zu wundern. Neue Regenschauer im aktuellen Herbstkatalog sind keine Schnäppchen mehr. Für den Preis hättest du früher vier, fünf Dauerregen gekriegt. Deswegen greife ich auf die alten zurück, halbgeschauerte oder gar nicht geschauerte. Oder schlecht verpustete Winde, da nehme ich heute zwei, drei erschöpfte, pumpe die auf und schon habe ich einen nahezu frischen. Bei der Herbstsonne sind oft nur ein, zwei Strahlen durchgeschmort, die kamen früher auf den Sondermüll. Heute wechsle ich die Strahlen aus, ist die Sonne wieder wie neu. Gibst du die zur Reparatur, wechseln sie die ganze Sonne aus, schreiben eine acht Meter lange Rechnung, was sie alles repariert hätten, und führen Teile auf, die ich bei einer Herbstsonne gar nicht vermutet hätte. Und auf Seite dreiundzwanzig steht dann die Summe und vielen Dank für Ihren Auftrag. Ehe du infolgedessen tot umfällst, kannst du auch die ausgedienten Strahlen fressen.

Gucke ich jetzt aus meinem Fenster, denke ich an früher, fantasiiere mir den schönen, weichen, weißen Schnee, die Kerzen,

die ich hätte, um sie aufs Fensterbrett zu stellen, den roten Schimmer, den sie nach draußen schimmern, die Tannen obendrüber, die ihre Schatten zur Schau trügen zu einer Zeit, in der mein Kollege, der feine Herr Winter, noch ein junger, kräftiger und hilfsbereiter Bursche gewesen ist. Einer, der mit anpackte, dem es nichts ausmachte, auch mal eine Woche früher anzureisen.

Was hatten wir für einen Spaß, spuckten gemeinsam in die Hände und legten los, abräumen, saubermachen, aufbauen. Sogar der verschwitzte Sommer beteiligte sich, und der schwächliche Frühling lud meine Sachen auf die Schlitten, um sie mit mir gemeinsam nach Hause zu ziehen. Zu dieser Zeit war günstig auch noch günstig. Eine Firma reparierte Regenschauer, eine andere setzte ausgeleiteten Stürmen neue Spannfedern ein, oder der Traditionsbetrieb Style for Clouds warb damit, jede dritte Herbstwolke kostenlos zu reinigen und aufzubürsten. Waschstraßen waren doppelt so lang, seiften, schrubbten und polierten Wege, Straßen und Plätze, die der Sommer vertrocknet und verstaubt liegengelassen hatte, faul wie er ist. Also, ginge es um Faulheit, könnte der Sommer auch der Winter sein. Zuletzt kalibrierten wir den Horizont neu, zogen ihn gemeinsam straff und lackierten ihn frisch mit Horizontschutzlack. Eine kleine Manufaktur schliff die zerfledderten Blätter nach oder schnitt neue aus, bevor talentierte Zeichner sie fein bemalten. Vorbei. Vorbei.

Ich denke manchmal, der Sommer hat mittlerweile Pflegestufe acht, leidet an fortgeschrittener Demenz, die ihr Ziel eigentlich erreicht haben sollte, doch sie schreitet weiter fort. Das Wetter hat mir erzählt, der Sommer tauche öfter beim Winter auf, um zu fragen, wer er sei, wie er heiße und was er machen solle und ob er schneien auch mal probieren könne.

Wobei das Wetter auch nicht mehr alle Blitze im Gewitter hat. Oder der Frühling, das habe ich ebenfalls vom Wetter, habe noch größeren Schiss vorm April, weil der mache, was er wolle, nicht was er soll. Wie verwunderlich, denke ich, es ist der April, der hat noch nie gleichmäßig getickt. Ich Chef, habe der Frühling zum April gesagt, du nix. Der April habe sich größer gemacht als er sei und erwidert, sinngemäß, wenn er, der Frühling denke, er könne mit Minderheiten umspringen wie mit zwielichtigen Mehrheiten, wäre er gewaltig auf dem Holzwurm und hätte sich sowas von in die Hecke geschnitten. Da gebe es Ausschüsse, die ihn ins Aus schießen würden! Und dann habe der April sein stoppeliges Kinn gehoben, wäre abgerauscht und habe den Frühling in einer ansehnlichen Pfütze und vernebelt stehen gelassen.

Der Winter hingegen ist faul geworden, fleißig nur in Ausreden. Wäre der feine Herr Winter mit seinem Gefolge auf dem Weg, würde man das sofort merken, sehen, riechen, spüren, hören. Er wird immer von seiner Tanz-Combo begleitet, einer Truppe aus Bläsern und Tänzern, die sich *Ohne Sturm kein Wind* nennen. Während man die Musiker hört, springen die kleinen, weißen Wirbel, die Vortänzer, vorneweg, jedes Jahr in einer neuen, noch eindrucksvolleren Choreografie. Zunächst eröffnen sie mit einem Reigen, wirbeln im flotten Takt einer Schalmei den Berg herauf, hüpfen, drehen sich, driften elegant auseinander, vollführen Pirouetten, kommen wieder zusammen, verneigen sich, werden eins, um sich aufs Neue wie Perlen von einer langen Kette zu lösen und auseinanderzustieben. Dabei werfen sie den Tannen und Fichten links und rechts in majestätisch großer Geste die gerade geschneiderten, schneeweißen Gewänder über. Ein paar ergattern silbrig glänzende

Armbänder, oder ihnen werden funkelnde Broschen angesteckt, wieder anderen legt man brillante Halsketten um, manch Tannenherr oder Fichtenjüngling sehe sich gar mit einer Schneekrawatte oder Schneeflockenfliege ausgestattet. Es werden mithin auch dicke Mützen verteilt, die wie geblähte Wolken sitzen, tief in die nadeligen Stirnen gezogen. So könne man sich vor des feinen Herrn Winters Großonkel, dem Gervatter Frost schützen, ein wortkarger und miesepetriger Zeitgenosse. Er versichert jedoch stets, es nicht wirklich so zu meinen, aber ein Frost, Gott bewahre, der herzlich grüßt, nach dem Befinden fragt und Wärme verbreitet, wäre unglaublich und albern.

Was war das immer für ein Schauspiel, der Festumzug des Winters, ein Highlight würde man das heute nennen. Ging es los, rannte ich vor die Tür und konnte mich nicht sattsehen. Im nächsten Moment, wenn die Prozession an mir vorbeizog, reichte ein dicker, weißer Teppich bis vor meine Tür, ausgerollt, glattgezerrt, auf Kante gelegt, während der feine Herr Winter, stets gutgelaunt und forsch, umschwirrt von seinen Weihnachtselfen, die mit ihren winzigen Flügelschlägen wie purpurne Kränze die Luft schmücken, nach links und rechts zeigte, nach oben und unten wies, verwandelte, erschuf, formte, veränderte. Er schlug sich schallend lachend auf die Schenkel, zufrieden mit seinem Werk: verzaubert Busch und Hecke, Stumpf und Stein, Bäume und Wiesen, erweckt so starr und leblos Geglaubtes für kurze Zeit. Die uns lieb gewordenen Figuren der Wintermärchen stiegen aus den Büchern, ihre Geschichten leibhaftig aufzuführen, noch im Erwachen die Köpfe reckend, die Glieder streckend, folgten sie ihrem Herrn durch seinen schick und stilvoll dekorierten

Wald und fanden sich ein zum geruhsamen Festspiel einer stillen Zeit.

Ich verharrte immer staunend und aufs Neue überrascht in der Tür und fragte meinen Arbeitskollegen, den damals noch engagierten feinen Herrn Winter, wer das sei, jene und jener, die und der, na, der dort drüben, der, der seine kleine Laterne schwenkte, ein roter Schimmer im Geäst. Der Winter kennt sie natürlich alle, mit Namen, mit Doppelnamen, ja sogar die Spitznamen, stellte sie mir vor, zum Beispiel die Eiskunstlaufzwerge, die auf den gefrorenen Pfützen jedes Jahr ihre Eiskunstlaufzwergermeisterschaft austrugen, die Winterprinzessin, ihre Durchlaucht Fräulein Lilly-Lila von und zu Lametta, die ständig mit ihrem Taschentüchlein wedelte, drei Monate lang einen vorzüglichen Tag wünschte, dazu den ganzen Winter über vollkommen und königlich knickste, während an die dreihundert Weihnachtswichtel ihre lange, goldene Schleppe schlepten. Eisfeen in kobaltblauen Overalls mit silbernen Gürtelschnallen und gläsernen Krönchen winkten aus prächtigen Kutschen, von noch prächtigeren Ponys gezogen, Kobolde hüpfen von Ast zu Ast, brennende Kerzen auf ihren Köpfen, jonglierten sie mit siebzehn, zuweilen achtzehn Schneekristallen, verneigten sich dabei nach links und rechts. Die Bäume applaudierten, es klatschte und toste bis in die Wipfel. Ja, selbst die Schneemänner, neugeboren aus dem frischen Schnee, um sofort stattlich heranzuwachsen, zogen galant ihre Emaillehüte und Teflonpfannen und verneigten sich, konnte auch ein Ducken sein, da über ihnen die Winterhexen auf Schneeschiebern durch die Luft sausten und sich auch nicht vor einem Looping scheuten oder noch riskanteren Schneeschieberkunstflugfiguren, die waghalsige Taffi, die übermütige Toffi und die furchtlose Tuffi.

Seit der Winter zu spät kommt, wird er mehr und mehr von seinem Gefolge gemieden. Kommt er, wie die letzten Male, lustlos angehampelt, gibt es ein kurzes Schneegemetzel, Schnellschneien, Blitzeis, Klagewind und Winzelsturm, zwei Hexen stürzen vom Himmel, weil sie nicht mehr bei der Sache sind oder der Holzwurm dabei ist, den Schneeschieber zu fressen. Ihre Durchlaucht, die Prinzessin, stolpert über ihre Schleppe, weil 299 der Schleppenträgerwichtel streiken und einer an der gefährlichen Schleppenträgerallergie leidet.

Ich bin ja keiner, der ständig auf den Kalender guckt, doch hier, in diesem, meinem speziellen Falle, liegen die Dinge anders, zumal im Angesicht dessen, dass sich dieser spezielle Fall jedes Jahr wiederholt. Hofft man im Jahr zuvor, dass es im nächsten besser wird, hofft man im nächsten auch, dass es im nächsten besser wird, hofft man ... usw., ich heiße Herbst und nicht Hoffmann, und die Hoffnung, die stirbt auch nicht zuletzt, nun nicht mehr, die ist lange tot, begraben. Wüchse jetzt Gras, wäre Gras drübergewachsen und bereits achtmal gemäht.

Es klingelt, und auch noch an der Tür. Ich zerre mich aus meinen Gedanken, denke, na endlich, rufe: »Das wurde aber auch und wieder mal Zeit!«, und öffne.

Draußen steht das Wetter. Ich ziehe ein Gesicht. Das Wetter steht unter einem total kaputten Regenschirm, zu einem Drittel fleckiger Stoff, zu einem Drittel verbogene Speichen, die links und rechts in die schlechte Luft stechen, zu einem Drittel gar nichts. Die nassen Haare hängen ihm in die Stirn. Kragen halb abgerissen, oben drei Knopflöcher leer, unten drei Knöpfe zu viel, der linke Ärmel fehlt ganz, ein Teil des Jackenbundes in der Hose, der Gürtel wie ein Kofferriemen führt durch keine Schlaufe, Höhe Brust geschnürt, Hochwasser, knöchelfrei bis

unter die Knie, eine gelbe Socke rechts, ein blauer Kniestumpf links, beide Schuhe offen, rechts keine Schnürsenkel. Ich ziehe mein Gesicht weiter und gucke das Wetter damit weiter an. Es guckt immer noch bedepert und weiter zurück. Es trägt eine Brille, ist mir neu, aber linker Bügel fehlt. Ich gucke genauer hin, rechts kein Glas.

»Was ist?«, frage ich.

»Was soll ich'n machen?«, fragt das Wetter.

»Hallo!«, ich klopfe auf das kleine Stück bespannten Schirms, das noch übrig ist, »bin ich die Auskunft? Ich bin der Herbst, steht auf dem Klingelschild, ich habe Dienstschluss, steht auf dem Kalender, der Winter kommt nicht, steht nirgends, dein Vertrag mit mir ist seit null Uhr null null null und nichtig.«

»Aber das ist doch jedes Jahr so«, sagt das Wetter im Ernst.

»Eben drum.«

»Kannst du mir mal einen Schirm borgen?«

»Nö.« Ich mache die Tür zu. Ich tu, als hätte niemand geklingelt. Ich merke, wie ich einen Räumfall kriege. Immer wenn ich platzen könnte, kriege ich einen Räumfall, lenke meine Wut in praktische Bahnen, räume noch ein paar Sachen hinter auf den Hof. Da klingelt's wieder. Na, nun aber. Schmerz weggeklingelt. Ich rufe meinen Spruch: »Das wurde aber auch und wieder mal Zeit!«, und öffne. Draußen steht noch immer das Wetter und fragt mich tatsächlich: »Hast du wenigstens einen Knirps? Das ist ein kleinerer Regenschirm.«

»Du Wetterwilly, ich weiß, was ein Knirps ist und nein, ich gehe nämlich nicht raus, wenn's regnet. Solltest du auch mal probieren.«

»Der Winter hat recht«, sagt das Wetter, nimmt die Brille ab und putzt das eine Brillenglas.

»Womit?«

»Der sagt, du bist komisch.« Das Wetter setzt die Brille auf, schiebt sie die Nase hoch und geht.

»Scheißwetter!«, sage ich, geh rein und haue die Tür zu. Doch es klingelt noch mal mit dem Knall. Wie kann man so blöd sein, aber ich mache wieder auf, obwohl ich weiß, wer's ist. Das Wetter. Es sagt: »Das hab ich gehört.«

»Um so besser.« Tür zu. Ich gucke unauffällig hinter der Gardine vor. Ich glaube, das Wetter zieht jetzt weiter. Ich habe keine Lust mehr aufzuräumen. Ich muss dauernd an Weihnachten denken, an die Kerzen, die Pyramide, wenn sich alles zur Ruhe begibt, ich am warmen Ofen hocke, Pfefferkuchen knabere und Winnetou 9 gucke.

Nur mal ein Beispiel, um meine Situation auch für schlichte Gemüter aufzuzeigen: Letztes Jahr hüpfte der feine Herr Winter, seit längerem zum Solisten verurteilt und natürlich wieder viel zu spät, lässig und locker über'n Berg, schlitterte ins Tal, drehte drei Pirouetten und endete in einem finalen Purzelbaum, als sei alles in bester Ordnung, kullerte vor meine Schwelle, hatte das ganze Gesicht und den Bart voller Schnee, drunter ein schlecht gebautes Lachen, erhob sich, um mir völlig außer Puste seine Ausredenlitanei runterzuhecheln. Keine Begrüßung, etwa in der Art, hallo, wie geht's Ihrem Hund und der Frau, was macht die Gesundheit? Nicht mal eine Entschuldigung. Nichts. Stattdessen sofort, ach, Kollege Herbst, wegen mal Zuspätkommen ... haben Sie den Sommer nicht auch schon warten lassen ... verschlafen kann doch jeder, der Bus ausgefallen ... Seien Sie froh, dass ich nicht den ÖPNV nehmen muss oder die Bahn. Es gäbe gar keinen Winter mehr ... Oder ausrutschen, auf dem feuchten Laub, zum Beispiel, welches Sie achtlos auf

Straßen und Wege werfen ... Oder Zahnschmerzen, bekomme ich doch dieses Jahrhundert meine zweiundzwanzigsten Zähne! Kriegen Sie mal Zähne und einen Termin, seien Sie froh, dass nicht der Zahnarzt Sie ablöst ...

Ja, ja, sage ich dann jedes Jahr, um das abzukürzen, gäbe es gar keinen Winter mehr. Sie wiederholen sich.

Jedes Jahr der gleiche Aufzug. Ich bin der Meinung, der Winter kommt noch zu spät, wenn er schon viel zu spät ist, um zu spät zu kommen.

Noch zwei Tage bis Weihnachten. Ich kann es nicht oft genug wiederholen. Ändert nichts, ich weiß. Es regnet, alles ist schlaff und geknickt und triefig. Plötzlich fällt mir das Telefon auf, es hüpf't sozusagen in meinen getrübten Blick, als fordere es mich auf. Meine Fresse, denke ich, ich habe ja ein Telefon, könnte ich doch telefonieren, mal anfragen, bei der Flocke. Mandy Flocke, das ist die Sekretärin vom feinen Herrn Winter, die im Vorzimmer sitzt, sich permanent die Nägel lackiert, die mittlerweile dicker sind als ihre Finger sowieso schon.

Letztes Jahr, um einmal aufzuzeigen, dass es durchaus schlimmer werden kann, als es schon ist, wollte ich bei der Flocke nachfragen, hielt zehn Minuten den Hörer, bevor sich etwas tat, und obwohl es Geräusche gab, tat sich nichts. Einfach so wie früher, sich zu melden, hier Büro Winter, Flocke am Apparat, was kann ich für Sie tun, war gestern, ist zu unkompliziert, zu kurz, zu viel Aussage. Jedenfalls spielten die nach dem Rufzeichen sieben Minuten lang *Stille Nacht, Heilige Nacht* in der Techno-Version, zwischenrein plärrte jemand, dass ich warten solle und gleich mit einem Mitarbeiter verbunden würde, dann fragte mich eine beschwingte Stimme, ob ich an einem Winterquiz teilnehmen wolle und es klang so, als hätte ich bereits

eingewilligt und mein Leben lang nur darauf gewartet, an einem Winterquiz teilzunehmen. Es winkten bombastische Preise, ein Sack Schneeflocken, zwei Meter mobiles Glatteis, ein halbes Paar Schlittschuhe für Einbeinige, und sollte man alle sechshundert Fragen innerhalb der drei Minuten beantworten, gebe es den Hauptpreis, den totalen Knaller, letzten Monat gekürt mit dem Bundesgesundheits-Award: ein veganer Schneeschieber mit Richtungsanzeigern und digitaler Laktosespiegel-Echtzeit-Anzeige. Erst als ich das alles überstanden hatte und dachte, gut, dann ist es so, meldete sich die Flocke und setzte noch einen drauf: »Hi, here is the Secretary of the climate-friendly Wintersagency for a better snowseeing, a wonderful coldfeeling, a guaranteed and constant snowfall, frostbite and superslushes, Mandy Flocke, what can i do for you?« Ich habe Sie nur gefragt, ob das legal sei, was sie raucht, und aufgelegt. Tags darauf bin ich mit dem 7 Uhr 33 Sturm persönlich zum Nordpol gereist, eine voll gruselige Gegend. Wahrscheinlich wird man dort automatisch so dämlich und müde. Ich musste den Winter darüber in Kenntnis setzen, dass ich, sollte die Flocke nicht normal werden, nur noch schriftlich mit dem Büro verkehre.

Telefoniere ich oder telefoniere ich nicht? Sechs Stunden und nicht das geringste Anzeichen von Herrn Winter. Ein Anruf wäre durchaus angebracht, von ihm, wohlbemerkt, mir mal mitzuteilen, ob ich bis zum Frühling durchmachen soll. Am Ende muss ich durchhalten, habe ich schon immer gemacht, keine Jahreszeit geht ja auch nicht, das Wetter sieht jetzt schon aus wie explodiert. Ich muss selbst anrufen, wenn sich keiner meldet.

Da fällt mir ein, dass ich gar keine Nummer mehr habe. Die Agentur Winter wechselt ihre Telefonnummer neuerdings jedes Jahr. Warum wohl? Während ich überlege, wie ich an die Num-

mer komme, klingelt's an der Tür. Ich weiß gar nicht, woher ich diesen Optimismus nehme, immer wieder zu denken, es stünde jemand draußen, den ich auch erwarte, aber ich habe ihn nun mal und denke, auch gut, brauche ich nicht zu telefonieren und rufe: »Das wurde aber auch und wieder mal Zeit!«, stelle mich auf fünfzehn Minuten Ausreden ein und öffne. Draußen steht das Wetter. Von seinem Schirm hat es nur noch den Stock in der Hand. Es guckt dumm, das ist geblieben. Ich muss die Hände in die Taschen stecken. Das Wetter sagt: »Entschuldigung, aber kannst du mir einen rechten Schnürsenkel leihen? Kriegste morgen wieder, hellblau wäre perfekt.«

Ich werfe die Tür zu. Hat diese Welt nicht mehr zu bieten als ein verwirrtes Wetter mit Regenschirm ohne Schirm?

Aber ich brauche die Nummer. Wer? Wer? Wer? Der Weihnachtsmann, der wohnt beim Winter um die Ecke, die sind ein Kaliber, sitzen jede freie Minute und spielen Mensch-ärgere-dich-nicht. Außerdem habe ich von jemandem gehört, dass der Weihnachtsmann spielsüchtig sei, deswegen beim Therapeuten in Behandlung ist, zufälligerweise bei dem, bei dem auch das Wetter auf der Couch liegt. Wie sich doch alles wieder trifft. Wenn du jemand treffen willst, ihn aus den Augen verloren hast, geh zum Therapeuten.

Freizeichen kommt. Na, wenigstens habe ich Netz ...

Der Weihnachtsmann unterdessen rennt ziemlich gestresst über den Hof seiner Speditionsfirma, ruft und zeigt und grüßt, stampft auf, jubelt, trifft auf zwei Teilzeitwichtel, klatscht sich gegen die Stirn und fragt sie, warum man die Pferde neuerdings hinter die Kutsche spannt. Er verflucht das Jobcenter, weil es solche Trantüten schickt, während der eine Wichtel erklärt, man wolle

dieses Jahr rückwärtsfahren, damit einem der Schnee nicht so ins Gesicht fiele. Da platzt der Weihnachtsmann fast und brüllt: »Wir können auch die Pferde auf den Schlitten setzen!«

Der Weihnachtsmann ist seit geraumer Zeit immer zwei Tage vorneweg. Die Schlitten brauchen Schnee, der aber hat mit dem feinen Herrn Winter zu tun, der ein notorischer Zuspätkommer geworden ist, sein Wecker immer bis obenhin eingeschneit, die Klingel gefroren. Wenn man Schlafmützen im Team hat, hatte sein Vater immer gesagt, müsse man eben zeitiger aufstehen. Sein Personal wird immer teurer und gleichzeitig immer dümmmer, was ja spiegelverkehrt sei, sagte er bei einer Personalratssitzung. Früher hätten die Gescheiten mehr verdient als die Doofen, warum man das verdreht hätte? Dazu käme, dass die Doofen längst keine Minderheit mehr wären, wo man sagt, ein paar wenige sind halt anders, lass die mal machen .... Jetzt müsse der, der den Spott hat, für den Schaden selbst verantwortlich gemacht werden.

Heute steht er auf seinem Hof, halbwegs zufrieden, fast gesund und relativ munter, die Vorweihnachtszeit neigt sich dem Ende entgegen. Was fehlt? Nun, dreimal darf er raten: Schöner, weicher, weißer Schnee und dickes, glänzendes Eis. Der Einzige aber, der glänzt, ist der feine Herr Winter, und zwar durch Abwesenheit. Bevor der Weihnachtsmann sich erniedrigt, Räder an die Schlitten anbringen zu lassen, was er bei dem diesjährigen Personal sowieso nicht mehr schaffen würde, kümmert er sich jetzt genau und vor Ort um den, der noch fehlt, und um die Dinge, die noch fehlen. Der Weihnachtsmann denkt trotz allem positiv, klemmt sein Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel untern Arm und freut sich über die Idee, die er jedes Jahr um diese Zeit an dieser Stelle hat.

Die gemütliche Hängematte des Herrn Winter spannt sich zwischen dem Nordpolmast, eigens dafür aufgestellt, und der Spitze eines großen Eisbergs.

Der feine Herr Winter schaukelt sachte in einem leichten Polarsturm, genau dort, wo ihn der Weihnachtsmann vermutet, wälzt sich hin und her, schläft recht unruhig, träumt schlecht, wahrscheinlich vom Herbst, und beginnt zu schnarchen, dass sich die Robben auf den bebenden Eisschollen gegenseitig festhalten und die Eisbären ihre Kopfhörer aufsetzen. Links, auf einem kleineren Eisberg, steht der Wecker, immer noch eingeschneit, die halbe Zeit verweht, andere Hälfte vereist, als Zeit kaum mehr der Rede wert. Der Winter macht seinen Job gern, so ist es nicht, aber er muss, um etwas gern zu machen, früh aufstehen, und das macht er nicht gern. Manchmal kommt er gar nicht hoch, Rücken, Knie, Hüfte oder Schwindelgefühl. Der Weihnachtsmann rät ihm schon lange zu so einem Pflegebett, damit könne er sogar zum Dienst rollen. Es hätte dazu einen Griff oben, zum Hochziehen, an den Seiten Gitter. Aus einem Bett zu fallen, ab einem gewissen Alter, damit sei nicht zu spaßen. Sie dürfen mit Ihrer Gesundheit nicht so aasen, es gibt durchaus Jahreszeiten, die wir nicht brauchen, aber Sie, ich bin da keineswegs uneigennützig, lieber Herr Winter, Sie sind raus aus dem Hängemattenalter, die nächste Liegestatt schaukelt nicht und ist unterhalb. Doch nun ist es an der Zeit, seinen Spaß zu haben.

Der Weihnachtsmann rückt die Mütze gerade, zieht den Bart glatt, schleicht um die letzten Felsbrocken, tapst die Leiter zur Hängematte hinauf, duckt sich. Der Winter schnarcht selig, als sei er auf Urlaub. In dem Moment, als der Weihnachtsmann dem Winter einen Eisbrocken in seinen Nachthemdkragen schieben will, klingelt sein Handy – das Nebelhorn eines Eis-

brechers – volle Lautstärke. Der Winter schreckt hoch, schmatzt, ringt nach Luft, fuchtelte mit den Armen, ruft Hilfe, wo bin ich?! Der Weihnachtsmann, vom Erschrecken erschreckt, klammert sich mit der rechten Hand an die Hängematte, mit der linken hält er das noch immer heulende Handy, dann kippt die Leiter zur Seite. Der Winter packt den Weihnachtsmann am Bart, weil gerade in Reichweite, die Hängematte dehnt sich gefährlich, der Weihnachtsmann packt den Winter am Bart, sie werden immer länger, bis es knirscht und sirrt, das Hängemattenhauptseil vom Nordpolmast reißt, die Hängematte sich in ein Katapult verwandelt, bereit, den feinen Herrn Winter und den Weihnachtsmann in einem weiten Bogen abzuschleusen, während es aus dem Handy ruft: »Hallo, hallo, ist da jemand? So melden Sie sich doch.«

Die Robben halten sich die Flossen vors Gesicht, die Eisbären bedecken die Augen ihrer Kinder. Es gibt nur noch ein böses Geräusch, mit dem der quiekende Herr Winter und der jaulende Weihnachtsmann, der das Handy umklammert, aus dem es ruft: »Weihnachtsmann! Ich weiß, dass Sie dran sind«, auf die Spitze des Eisbergs geschleudert werden, wo sie unsanft, aber in einem Stück landen. Sehr wenig Platz da oben. Sie zerren sich zurecht, sitzen Rücken an Rücken und getrauen sich keine große Bewegung. Die Bilder kommen zur Ruhe, der Winter fragt: »Weihnachtsmann?«, der Weihnachtsmann keucht: »Hier.«

Der Weihnachtsmann fragt: »Herr Winter?«, der Winter keucht: »Hier.«

Das Handy sagt: »Weihnachtsmann, hier der Herbst?«

Der feine Herr Winter beguckt seinen Bart, zieht das Nachthemd straff, die Schlafmütze hat er noch auf, Sturmriemen dran, der Nordpol ist kein Vergnügungspark. Der Weihnachtsmann

ist eher wieder bei hundert Prozent und erinnert sich an den Anruf. Er tippt dem feinen Herrn Winter auf die Schulter, sagt ins Handy: »Ach, mein lieber Herbst, du bist es, schön von dir zu hören, ich war nur gerade verhindert, nichts Besonderes, ich bin ganz Ohr, was ...« Er starrt den feinen Herrn Winter an, zeigt aufs Handy, macht Grimassen, formt mit den Lippen das Wort Herbst und verdreht die Augen. Der Winter schüttelt hektisch den Kopf, er weiß, was die Stunde geschlagen hat und fühlt sich ertappt. Er flüstert dem Weihnachtsmann zu, er solle dem Herbst sagen, dass er bereits an der Haltestelle sei oder, nein, nicht mehr da, schon weg, oder nein, er hält sich eine Wange, beim Zahnarzt, nein, da war er voriges Jahr schon, umfasst sein Knie, geht auch nicht, nein, Knie war vor zwei Jahren. Jetzt hat er's und flüstert: »Weihnachtsmann, sagen Sie dem Herbst, es sei schon seit Tagen außerordentlich magnetisch am Pol, man käme nicht oder schlecht weg, die Magnetologen seien unterwegs. Fräulein Flocke würde sich umgehend melden, sagen Sie ihm noch, es handele sich um höhere Gewalt, aber man tue, was man könne.« Der Weihnachtsmann übermittelt wörtlich, der Herbst brüllt Unflätiges. Doch der Weihnachtsmann bleibt gelassen. Schließlich ist er seit einem Jahr auf den immer radikaler werdenden WeihnachtsprozeSSIONen als Deeskalierer unterwegs und weiß mit solchen Situationen umzugehen, er sagt: »Beruhige dich, mein lieber Herbst, langsam atmen, eins und zwei und ausatmen, einatmen, denk daran, es ist bald Weihnachten, das Fest der Freude, des Friedens, der Versöhnung.« Woraufhin der Herbst auf die Lautstärke noch eins draufsetzt, indem er brüllt, es hätte sich längst ausversöhnt, er sei gerade dabei, Kriegsbeile auszugraben, zehn lägen schon da, und Weihnachten am A ..., seinetwegen könne es zweimal Ostern geben, und, verehrter Weihnachtsmann,

auch ich kann mich wandeln, nicht nur das bescheuerte Klima, das immer vor der Kamera posiert und sich als prominent bezeichnet, vermaledeite Selbstdarsteller! Wenn ich Ernst mache, ist das Klima mit seinen Macken ein Kindergeburtstag!

»Einatmen, lieber Herbst, ausatmen, einatmen, ausatmen, wichtig dabei ist, die richtige Reihenfolge einzuhalten, also noch mal, ein ...« Aufgelegt.

Ich werfe das Handy aus dem Fenster. Ich kann das alles nicht glauben, der Weihnachtsmann, zwar kein Busenfreund, aber dass er mit dem Winter so dick und tief unter einer Decke steckt, hätte ich trotzdem nicht gedacht! Obwohl: Es geht dem Weihnachtsmann nicht um zwischenjahreszeitliche Beziehungen, der Weihnachtsmann ist Geschäftsmann, und wir wissen doch alle, worum es Geschäftsmännern geht! Um den schnöden Mammon! Da unterscheiden sich auch die unlängst sortierten Geschlechter nicht. Der Weihnachtsmann kann noch so treudoof aus seinem Rauschebart in die Landschaft gucken und ho, ho, ho rufen, den Kindern Angst einjagen, um ihnen dann zu verkünden, er habe Geschenke, die gar nicht mal von ihm sind, nein, er nimmt Geld dafür, dass er fremde Geschenke schenkt, und stimmt die Kohle, wird auch mal durchweg mit der Rute beschert. Natürlich könnte der Weihnachtsmann ohne Winter, da hüpfte er eben mit langen Ohren durch die Kante, wenn die Zahl auf seinem Konto stimmt, macht er eben den Weihnachtshasen, den Leuten kannst du mittlerweile alles verkaufen. Die brauchen in den grobgestrickten Medien nur zu verkünden, dass der Winter aufgrund der Energiekrise für ein Jahrzehnt aussetze, es käme aber der Weihnachtshase, keine Angst, liebe Kinderchen und Kinderchinnen. Im Supermarkt gäbe es ab Juli die Schoko-Weihnachtshasen mit

Pelzmütze und Sack. Ob dort Waffeleier liegen oder Waffelzapfen, ich bitte Sie, die wechseln jährlich die Tüten! Und wenn es so weit wäre, krächten die vergackeierten Kinder beim vorweihnachtlichen Eierlaufen: »Morgen geht es in die heiße Phase, übermorgen kommt der Weihnachtshase.«

Ich renne im Zimmer hin und her. Beinahe wäre ich wieder über diesen dämlichen Regenbogen gestolpert. Wenigstens scheint der Winter am Leben zu sein, insofern könnte er doch noch auftauchen. Ich warte auf den Anruf von der Flocke, da kommt's jetzt nicht mehr drauf an. Ich kann doch nicht einfach alles stehen und liegen lassen und gehen. Ich habe vorhin schon daran gedacht, alles hinzuschmeißen, war drauf und dran, beinahe, knapp davor. Im weitesten Sinne gehöre ich ja zu den Beamten, so als verbeamtete Jahreszeit. Der Beamte, wir kennen das aus eigener Erfahrung und vielen Bereichen, opfert sich auf als aufrichtiges und hingebungsvolles Individuum. Ihm ist egal, ob er Geld bekommt. Er ist berufen, zu dienen. Lernt man ja nicht, berufenes Dienen, wo denn? Nicht auf die Uhr zu gucken, die Kaffeemaschine mal abkühlen zu lassen, die Büropflanzen auch mal eine Stunde nicht zu gießen. Es geht ihm ausschließlich darum, berufenermaßen, Gutes zu tun, und so bin ich.

Ich habe doch noch den Spätburgunder, fällt mir ein, ein ausgesprochener Herbstwein, den hat mir der Postbote einmal geschenkt, zum Dank, dass ich keine Post bekomme. Ich stoße mit meinem Spiegelbild an, steht zufällig hinterm Fenster, der dritte Schluck, Augen zu, die Zunge feiert ein Fest, Augen auf, hätte ich nicht machen sollen. Hinter mir im Spiegel kommt das Wetter den Berg rauf. Wein hin oder her, so viel könnte ich auf die Schnelle gar nicht trinken. Mein Puls zieht die Hände aus den Taschen und beginnt, gegen die Schläfen zu pochen.

Ich trinke aus, wird aber nicht reichen, einfach ignorieren, aber vielleicht weiß das Wetter was vom Winter, trotz seiner chronischen Verwirrtheit kommt es viel rum. Es klingelt Sturm. Ich öffne. Das Wetter hält immer noch den nackten Schirmstock in der Hand, aus seinen Schuhen läuft Wasser, es zeigt mir seine kaputte Brille und fragt: »Kannst du mir mal ein rechtes Brillenglas borgen, ein linkes geht vielleicht auch.«

»Ich trage keine Brille.«

»Ich trage die auch nicht, ich setze sie auf, aber rechts fehlt mir ein Glas. Rechts ist meine Brille gar keine Brille mehr.«

»Sag mal, Wetter, hast du was vom Winter gesehen?«

»Wie gesagt«, sagt das Wetter, »ich sehe rechts nichts. Sollte der Winter rechts gehen, was man ja machen soll, habe ich ihn nicht gesehen. Nein, Herbst, ich habe den Winter nicht gesehen. Ist es denn schon wieder so weit?«

Ich knalle die Tür zu. Ich schneide einen Sack Laub auf, schütte ihn aus und bewerfe mich damit.

»Herr Winter, mit Verlaub, sagt der Weihnachtsmann, aber wir müssen jetzt den Herbst erlösen, er hat mehr als genug gewartet. Ich würde Sie sogar begleiten, meine Schlitten sind startklar, insofern hätte ich noch die ein oder andere Minute Zeit.«

»Wie kommen wir denn von dem Eisberg runter?«, fragt der Winter, dem etwas schwant.

»Rutschen«, antwortet der Weihnachtsmann, schiebt das Spielbrett unter die Jacke, hält seine Mütze fest, ruft: »Bahne frei, Kartoffelbrei!«, und rutscht los.

Der Winter balanciert an den Rand, den Rand einer Spitze wohlgemerkt, guckt, sagt: »Oje, oje.« Ihm wird ganz taumelig, er setzt sich, zieht das Nachthemd über die Knie und rutscht hin-

terher. Der Weihnachtsmann quiekt, rutschen macht ihm Spaß, nimmt mit einem gekonnten Purzelbaum die Geschwindigkeit raus, schlittert noch zwei Meter und steht. Der Winter heult wie ein Wolf. Rutschen macht ihm keinen Spaß, er kann auch keinen Purzelbaum, stützt sich mit dem rechten Fuß gegen den Boden, kommt zwar zum Halten, aber schreit: »Aua, aua, mein Fuß!«

»Können Sie aufstehen?«, fragt der Weihnachtsmann, der zu Hilfe eilt. »Aua, kein Stück«, stöhnt der Winter und hält sich den Knöchel. Der schwillt an. Der Weihnachtsmann sagt: »Man könnte denken, lieber Herr Winter, Sie haben alle beide Knöchel auf einer Seite.«

»Sie könnten glattweg Witzmann oder Weihnachtsbold heißen. Aua. Das hat mir gerade noch gefehlt, der Herbst glaubt mir kein Wort, jedes Jahr war ich kerngesund, hatte keine Lust, habe simuliert, zugegeben, und heute ist es echt, und Sie werden sehen, Weihnachtsmann, der Herbst glaubt mir kein Wort, jetzt, wo ich wirklich nicht kann. Aua.«

»Wer einmal lügt ...«, sagt der Weihnachtsmann. »Aber schließlich bin ich Zeuge. Nun sollten wir das Gelenk aber erst mal stabilisieren.« Er holt sein Notfallpäckchen aus der linken Jackentasche und bandagiert den Fuß von den Zehen bis zum Bauchnabel und sagt: »Fertig.«

»Jetzt kann ich mich gar nicht mehr bewegen«, jammert der Winter.

»Halten Sie still. Bisher hatten Sie keinen Verband und haben sich auch nicht bewegt.«

»Ha, ha, aua.«

»Ich setze mich jetzt mit dem Herbst ins Benehmen.«

»Aber benehmen Sie sich.«

»Wollen Sie?«

»Nein. Aua. Ich muss erst noch überlegen, ist alles ziemlich peinlich.«

»Also.«

»Der Herbst, lieber Weihnachtsmann, glaubt Ihnen genauso wenig wie mir.«

»Das lassen Sie mal meine Sorge sein. Vorher müssen wir aber erst mal nach Hause, Ihren Fuß hochlegen.«

Der Weihnachtsmann ruft seinen Vorarbeiter an und bestellt einen Schlitten. Während sie warten und aufs Eismeer hinausblicken und die Aua, Aua von Herrn Winter weniger werden, kommt dem Weihnachtsmann ein genialer Gedanke.

»Hören Sie, Herr Winter, ich hätte da eine grandiose Idee. Sie könnten das, was Sie seit Längerem verbocken, mindestens zur Hälfte wieder gutmachen.«

»Wie denn, aua?«

»Stehen Sie noch mit Ihren Mitarbeitern in Kontakt, Sie wissen schon die ...?«

»Sie meinen, mit denen ich ...?«

»Genau die meine ich, alle und das volle Programm, Sie waren der Beste, das wäre doch ...«

»Sie meinen, man sollte früh aufstehen, und zeigen, wer man ist, ich ...«

»Früh aufstehen wäre jetzt wirklich zu spät, zu retten, was zu retten ist, Kollege, so und nicht anders. Der Herbst ist ein ausgesprochener Weihnachtsfan, und Sie haben ihn in den letzten Jahren höchstens erschreckt, anstatt ihn mal wieder angenehm zu überraschen ...«

Der Winter weiß nur zu gut, was der Weihnachtsmann meint. Er spürt einen neuen, verloren geglaubten Impuls in sich und möchte vor lauter Tatendrang aufspringen. »Aua!«

»Jetzt keine voreilige Euphorie, mein lieber Herr Winter, lassen Sie uns erstmal nach Hause kommen, dort können wir der Idee ein helles und freundliches Gesicht verpassen. Da, der Schlitten! Bleiben Sie gleich stehen, halten Sie sich an mir fest, nicht am Bart, geben Sie mir Ihre Hand.«

»Ich muss sofort die alten Listen heraussuchen, Anrufe machen, E-Mails schreiben, meine Utensilien sortieren, aber der Fuß ...«

»Ich kann Ihnen ein paar meiner Weihnachtswichtel schicken, das wird schon«, beruhigt der Weihnachtsmann, »ich muss den Sommer anrufen und den Frühling, dieses Weihnachten, lieber Winter, wird ein Knaller, nie dagewesen, nie erreicht.«

»Den Sommer, den Frühling?«, fragt der Winter verdutzt.

»Steigen Sie auf, lieber Freund, ich bin der Weihnachtsmann, schon vergessen?«

Ich habe den halben Sack Laub auf mich geworfen, jedes Blatt einzeln, da tut's nicht so weh. Ich singe *Driving home for christmas*, kenne aber nur diese Zeile, weiß jedoch, was gemeint ist. Wenn Herbst nicht mehr geht, mache ich Radio. Das Telefon klingelt. Ich will mir Blätter in die Ohren stecken, es könnte aber die Flocke sein. Ich wälze mich aus dem Laubhaufen, es kann nur besser werden, nehme den Hörer: »Hier Büro Herbst, bin seit fünf Stunden Winter. Fällt Ihnen etwas auf? Herbst ist Winter. Wer stört? Fräulein Flocke, fassen Sie sich kurz, ich bin nicht mehr dünnhäutig, ich habe gar keine Haut mehr, also ...«

»Büro Winter, Flocke am Apparat, aber das wissen Sie ja schon. Der Chef lässt sein Bedauern ausrichten, er hat mit dem Weihnachtsmann Eisberge verschoben, dabei ist ihm einer auf den Fuß gerutscht und ...«

»Das hatten wir noch nicht«, werfe ich dazwischen.

»Er kann schlecht laufen und fragt an, ob es eventuell, vielleicht, möglicherweise, unter Umständen, gegebenenfalls denkbar sei, dass ...«

»... wie lange?«

»Nun, Herr Herbst, der Winter ist ein vielbeschäftigter ...«

»Das Einzige, womit er sich beschäftigt und auch wie kein anderer beherrscht, ist, zu spät zu kommen. Und, Fräulein Flocke, es wäre auch der erste Winter, der sich totgewintert hätte. Unsereiner ist auch beschäftigt, mit dem Unterschied, dass unsereiner pünktlich beginnt, sich zu beschäftigen.«

Der Weihnachtsmann, der hinter Fräulein Flocke alles mithört, nimmt ihr den Hörer aus der Hand. »Lassen Sie mich mal. Hallo, Herbst, mein lieber Freund, hier der Weihnachtsmann. Also der Winter hat sich den Fuß demoliert, ich bin Zeuge. Ich habe ihn nach Hause gefahren und verarztet. Ich würde ihn bringen, aber der letzte Schlitten ist mittlerweile auch beladen, wir können doch Weihnachten nicht verschieben ...«

»Können wir nicht?«, frage ich. Man kann ja mal fragen.

»Mein lieber Herbst, der Winter ruft nicht persönlich an, weil er sich schämt, dass er Sie schon wieder enttäuscht. So kalt, wie er immer tut, ist er nicht. Also mir hat er versprochen, sich zu ändern. Bis dahin würde ich Ihnen einen Vorschlag zur Güte unterbreiten, damit wir alle so gut wie möglich aus der Sache rauskommen.«

Schließlich schlägt der Weihnachtsmann vor, meine Wohnung weihnachtlich zu schmücken, Weihnachtsbaum, Fichte, Tanne, Kastanie, alles machbar, Sterne aller Art, zweistrahlig, dreistrahlig, rot, gelb, orange, himmelblau, Kerzen jeder Cou-

leur, dick, lang, dünn, kurz, mit Flamme oder ohne, selbstverständlich Lametta, in Schleifen, dreifach geknotet oder einfach gehängt, geklebt, gesteckt, Silber, Gold, Blech, Holz, kariertes Papier. Natürlich würde man einkaufen, ohne Rechnung selbstredend, angemessen musikalisch untermalen, man könne auch das ein oder andere Weihnachtsessen, ganz egal was, frei Haus liefern, gluten- und laktosefrei, Gänsekeule, Putenbrust, und alles heiß, wobei es eine winzige Einschränkung gebe, vegetarische Speisen wären nicht lieferbar, in der Firma kochten Pflanzenschützer, die sich weigern, Pflanzen zu kochen. Aber sonst gehe alles, was dem Herbst an einem Weihnachtstag so vorschwebe, inklusive Weihnachtsgebäck, jedoch ohne Rosinen, beziehe sich auf den Pflanzenschutz, obwohl, man könne zur Not auch Fertiggerichte in den einschlägigen Fertiggerichteläden erwerben, der Verzehr von Fleisch und Zucker sei ja nicht grundsätzlich unter Strafe gestellt. Ach, und die Kosten, keine Sorge, es gebe da einen Fonds für bedürftige Jahreszeiten, am Ende eine Frage der Antragsformulierung, die Flocke kenne sich aus, macht sie jedes Jahr, sollte es dennoch nicht reichen, würde der Rest natürlich von Herrn Winter draufgelegt.

Ich höre aufmerksam zu. Zu schön, um wahr zu sein. »Wo ist der Haken?«, frage ich.

Der Weihnachtsmann sagt, man könne es höchstens ein Häkchen nennen. »Sie müssten, verehrter Herbst, noch bis zum Weihnachtstag durchhalten, Mittag, oder kurz nach, denke ich, wir müssen den Winter kühlen, damit die Schwellung zurückgeht. Ein Tag bei absoluter Ruhe sollte für eine Mindestrekonvaleszenz reichen. Sie werden es nicht bereuen.«

»Abgemacht«, sage ich und lege auf. Ich bin zugegeben ein wenig gerührt. Ich verlasse mich, ist unüblich geworden

und aus der Mode, sollte man denken, könnte man denken, ich muss ja nicht jeden Trend mitmachen. Ich verlasse mich. Punkt.

»Und«, fragt der Winter den Weihnachtsmann, »wie ist es gelaufen?«

»Naja, der Herbst steckt tief in einer Resignation. Ich habe mein Bestes gegeben. Tatsache ist, wir haben nicht gelogen.«

»Noch ein Grund mehr, mich zu ändern, wenn man bedenkt, lieber Weihnachtsmann, dass jeder Winter mein letzter sein könnte. Wie schnell ist man tot und denkt, hätte ich doch meinen Job so gemacht, als hätte ich meinen Job zum letzten Mal gemacht und noch schnell die Leute getroffen, die mir wichtig sind. Aber wenn man die Leute trifft, denkt man doch nicht dran, beim nächsten Mal tot zu sein, wenn man wieder denkt, die muss ich treffen, das nächste Mal könnte ich tot sein.«

»Wohl wahr«, stimmt der Weihnachtsmann zu. »Ich muss jetzt aber los. Ich habe dem Herbst einiges versprochen, muss mit dem Sommer und dem Frühling reden. Sie kümmern sich um ihr Winterpersonal.«

»Schon dabei«, sagt der Winter, raschelt mit Listen, die er überfliegt, setzt hier und da ein Häkchen, unterstreicht, lächelt. Weil er voller Tatendrang ist nach den Jahren des Müßiggangs, steht ihm jetzt deutlich vor Augen, wer er ist, nämlich kein Geringerer als der Winter. »Fräulein Flocke, zum Diktat!«

Am anderen Ende der Welt sitzt der Sommer auf einer sommerlichen Südseeinsel an seiner Lieblingslagune in einem edlen Korbessel an einem funkelnden Glastisch und denkt darüber nach, wie langweilig es doch ist. Das Einzige, was er anhat, ist ein ausgefranstes Stirnband, er ist dunkelbraun, man könnte

denken, im Sessel fläzt ein angekorkelter Speisefisch. Er kippt noch einen Wodka Salsa, dann klingelt das Telefon. »Sommer am Apparat ... Der Weihnachtsmann!? Das ist ja ein Ding! Was treibt Sie denn um, mich anzurufen?«

Der Weihnachtsmann erklärt kurz und knapp, worum es geht, wäre doch mal wieder schön, alle beisammen, gemütlich mit Glühwein und Pfefferkuchen. Natürlich könne der Sommer die Sonne mitbringen. Zu beachten sei aber eine strikte Kleiderpflicht, nicht nur wegen der zu Weihnachten öfter auftretenden Kinder, sondern auch zur Vorbeugung eigener Erfrierungen.

»Abgemacht, Weihnachtsmann, ich kann die schöne, blaue, weißstrandige, von pazifischer Luft erfüllte, palmenbewedelte Lagune nicht mehr sehen! Da zieh ich mir sogar was über! Danke für die Einladung, viele Grüße an den Winter, den alten Zausel.« Damit springt der Sommer auf, rennt auf die höchste Erhebung, der Sonne Bescheid zu geben. Die Sonne liegt auf dem Zenit, rechts in der Hand eine Flasche Tequila, links einen Fächer, sie fächelt und singt *Lass die Sonne in dein Herz ...*, nimmt einen Schluck, eine Wolke zieht vorbei und gafft.

»Is' was?«, fragt die Sonne.

»So viel trinken bei der Wärme schadet der Gesundheit«, sagt die Wolke.

»Danke, Herr Doktor, ist meine Gesundheit, meine Wärme, neben gelb bin ich auch gern blau, bist wohl neidisch, du blasser Rauchfetzen.«

Die Wolke ist empört und zieht weiter.

»Sonne!«, ruft der Sommer.

»Ich hab Urlaub!«, ruft die Sonne.

»Lust auf Weihnachten?«, fragt der Sommer.

»Ist das die Fressorgie, bei der man nicht draußen sitzen kann?«

»Nichts anderes!«, ruft der Sommer.

»Gern!«, ruft die Sonne. »Da gibt's doch diesen Kuchen. Wie heißt der gleich?, Knollen, Pollen ...«

»Sie meinen Stollen!«

»Genau! Ich mag den Geschmack von diesen Korinthern, das Zitronenbad, und wie nennt man die matschigen Dinger?«

»Rosinen!«

»Ja«, ruft die Sonne und kommt schlecht hoch, »die Cousinen mag ich auch!«

»Ich zieh mir nur noch was über«, ruft der Sommer, »in zehn Minuten an Pier acht!«

Der Frühling sitzt in seinem Garten an einer Staffelei und malt fürs kommende Jahr ein paar Ideen auf, skizziert Formen, schraffiert Konturen, mischt Farben, nimmt einen feinen, einen dicken und einen ganz dicken Pinsel, klemmt sich letzteren hinters Ohr und beginnt sich zu porträtieren. Das macht er jedes Jahr neu, geschuldet seinen vielen schönen Gesichtern, die er zu haben meint. Er hüpf öfter von seinem Hocker, schiebt das Baret aus der Stirn, balanciert links seine Farbpalette wie ein zirkusreifer Oberkellner, rechts zeigt er mit dem Pinselstiel aufs Bild, kneift ein Auge zusammen ... die Perspektive, ich brauche viel mehr Perspektive ... und steigt tiefer ins Bild und zeichnet seine gute Seele hinter sein gelungenes Porträt.

Der April steht plötzlich am Gartentürchen und ruft: »He, Frühling, ich muss mit dir reden.«

Der hat mir gerade noch gefehlt, denkt der Frühling, der April ist psychisch labil. Samthandschuhe und gucken, was er will.

»Bin ich da mit drauf?«, fragt der April, als er des Frühlings neues Meisterwerk beguckt.

Der Frühling möchte sagen, er habe sich gemalt und keinen Kriegsschauplatz, doch er beißt sich auf die Zunge und meint stattdessen: »Natürlich, oben links.«

Der April trägt einen gelben Plüschhut, eine gefütterte Skiweste, drunter ein T-Shirt, kurze Hosen, keine Strümpfe und schwarz-weiß geflochtene Sandalen. Er sagt immer, er könne sich nicht entscheiden, kalt, warm, nass, trocken, er zöge von allem an, so sei er immer teilweise gewappnet. Er steht ganz nahe am Bild, die Nasenspitze oben links und fragt: »Wo bin ich denn?« Natürlich ist der April nicht auf des Frühlings Porträt, wieso auch, aber das weiß nur der Frühling, stellt sich daneben, tippt auf oben links und sagt: »Da.«

Der April, der weiß, dass man ihn hinter vorgehaltener Hand für unzurechnungsfähig hält, möchte nicht noch Öl ins Feuer gießen, sonst sagen die noch, er sei neben unzurechnungsfähig auch doof, was eine ziemlich schlechte Mischung wäre. Er drückt die Nasenspitze ganz auf die Leinwand, beginnt zu schielen und sagt: »Ach da, schön. Frühling, ich muss mit dir reden. Ich bin nämlich nicht so, dass bin ich gar nicht, wenn ich's nicht bin, wenn ich mache, was ich will, da ist eine Stimme, die mir befiehlt, so zu sein, wie ich gar nicht will, und zu machen, was ich will, obwohl ich gar nicht machen will, was ich will.«

Der Frühling muss sich setzen, das Gruseligste am April ist außer ihm selbst, dass man ihn nicht mehr loskriegt. »Lieber April, ich muss ...«, möchte der Frühling seinen Besucher darauf hinweisen, dass er mit ihm leidet, aber jetzt einen Termin hätte, es ginge um ..., und dann klingelt sein Handy. »Hallo, hier bei Frühling, immer frisch und regional, wie kann ich Ihnen behilf-

lich sein? Nein, Weihnachtsmann, sind Sie das, Sie sind es wirklich? Es gibt neuerdings so Anrufe von meiner Enkeltochter, dabei habe ich gar keine, ich dachte kurz, jetzt wäre der Enkelsohn dran, den habe ich aber auch nicht, nein ... Weihnachtsmann, ich muss mich auf Ihre Ehrlichkeit verlassen, nein, nein, ich lege nicht auf, ich verlasse mich und denke, Sie sind es ... Ja, gerade im Garten, Sie wissen ja, die Arbeit, der April ist zu Besuch ... Was denn, Weihnachten, dieses? Ich gehe ja nicht gern aus dem Haus, wie Sie wissen, vor allem wenn Jahreszeiten meinen Weg kreuzen, die ich kaum kenne, aber warten Sie ...«, er dreht sich um. Da steht der April und starrt immer noch aufs Bild. Der Frühling flüstert ins Handy: »Wenn ich's richtig bedenke, lieber Weihnachtsmann, rufen Sie an wie gerufen, Weihnachten in Familie, toll, soll ich einen Maienkrantz mitbringen oder Krokusse zum Streuen, ich habe da ganz außergewöhnliche ..., nein, natürlich, keine Hochzeit, kein Frühlingsfest, Gott bewahre, keine Beerdigung, verstehe, Weihnachten, hätte nicht gedacht, dass man das feiert, aber wie auch immer. Wie, den April mitbringen?« Der Frühling hebt die Augen unauffällig, der April steht mit dem Rücken zu ihm, vielleicht hat er's nicht gehört, doch der April dreht sich um und sagt: »Gern, kann ich meinen neuen Schlitten ausprobieren.«

Fräulein Flocke hat bis eben telefoniert, die Liste des Winters, die er ihr diktierte, ist lang, dick unterstrichen die Tanz-Combo *Ohne Sturm kein Wind*. Der Musikdirektor meldete sich auch gleich, ja, ja, wir haben auch einen neuen Choreografen, der war vorher Konditor, aber auch ein Konditor verdiene eine zweite Chance, den Windbeutel tanzten sie schon ganz passabel, außerdem gäbe es eine neue, künstlerisch experimentelle Version

der Quarkschlange. Sie seien beim Packen und pünktlich zur Stelle, ach, und, der erste Schalmeier hätte sich heute Morgen wieder gesund gemeldet, eine Fügung, Verehrteste. Auch dass unser feiner Herr Winter wieder etwas mache ... Depressive Phasen seien nicht schön, aber dafür ziemlich lang, großartig, wir sind auf dem Sprung, bis dann.

Es musste eine Wintereinrichtungsfirma beauftragt werden, die sich neuerdings Christmas-Interior-Group nennt, ein Schneeflocken-Reinigungsbetrieb, die meisten Flocken haben nach dem Fallen dunkle Ränder, das wirke sich negativ auf den blendend weiß gewünschten Schnee aus, ein Lichtinstallations-Unternehmen, zuständig für Dunkelheit und dynamische Schatten, ein Rodelbahnverlegebetrieb, ein neu gegründeter, wohlbemerkt, da ist die Flocke vorsichtig, muss man gucken, ob die nicht nur nichts machen, sondern auch noch teuer sind.

Ganz dringend zu beauftragen war die Waldwegemeisterei, die sich freute, vom Büro Winter wieder mal etwas zu hören. Sie hätte gefrorene Pfützen aller Größen und Umrisse auf Lager und könnte umgehend ein Team zu deren Installation schicken.

Fräulein Flocke saß ganze drei Stunden am Telefon. Es gibt da noch die Ehrenamtlichen, die den Winter immer begleitet haben, schwer zu erreichen, Urlaub, Ehrenamt niedergelegt, nichts zum Anziehen, manche wollen gar in ihren Wintermärchen bleiben. Ich gehe nicht mehr so oft raus, sagte ein Kobold. Zwei der Wintergeister, ohne die sich ein Winterwald kaum vorstellen ließe, hätten ein massives Mottenproblem, und nur, wenn Bettlaken gestellt würden, könnte man darüber nachdenken. Die Winterhexen Tuffi, Taffi und Toffi, die immer schon schwierig waren, haben ihre Handys ausgeschaltet, verloren oder nicht mit, Erreichbarkeit gegen Null, mussten per

Bote informiert werden. Tuffi saß drei Tage beim Friseur, weil der Dämlack, wie sie sagte, dieses einzigartige Blond nicht hinbekäme, sie sähe um den Kopf herum aus wie ein Postauto. Taffi wurde beim Shoppen der Schneeschieber geklaut, und Tuffi ließ sich die Nase machen, sei aber fit. Wenn der Verband das Gesamtbild nicht allzu sehr störe, würde sie gern kommen.

Der letzte Anruf galt einem Eiszapfendesignerstudio, der Chef, persönlich am Apparat, sagte, er sei ausgebucht bis Ende übernächsten Jahres, doch Fräulein Flocke hörte im Hintergrund eine Kollegin rufen: endlich, ein Auftrag, Chef, ich könnte mal wieder einen Monatslohn vertragen. Und der Chef sagte, Fräulein Flocke, trotz der hohen Nachfrage an unser weltbekanntes Studio leite ich sofort alles in die Wege, zweihundert meiner dreitausend Angestellten könnte ich trotz allem abstellen.

»Erledigt, Herr Winter«, sagt Fräulein Flocke, nicht ohne Stolz und gibt ihrem Arbeitgeber die abgehakte Liste.

»Doch, ich habe Ihnen die Adresse genannt, Welkau«, sagt der Weihnachtsmann, der mit dem Catering-Service telefoniert, »Laubgang 8 ... Wie, die zweite Etage? Der Herbst hat nur eine, Sie müssen ans Dorfende, scharf links, leicht rechts und nachher geradeaus, je mehr Sie Laub sehen, umso näher sind Sie dran ... Nein, heute noch, wann ist denn bei Ihnen Weihnachten?«

Der Fonds für bedürftige Jahreszeiten ist zwar fast aufgebraucht, aber Fräulein Flocke hat noch eine Idee, wie man eine Förderung bekäme, man nenne es Projekt und es mobilisiere die richtigen Leute. Keine Angst, Herr Weihnachtsmann, ich kenne die Frau des Bruders meines dritten Mannes, die ein Verhältnis mit dem Projektleiter hat, der seit dreißig Jahren glücklich verheiratet ist, wenn Sie wissen, was ich meine.

Nun habe ich mich vor zwei Stunden doch aufgemacht, meine Ausrüstung und Werkzeuge ordentlich in den Hof zu räumen. Ich habe sogar einen Besen mit Borsten gefunden und kehre. Bin gespannt, ob der Winter sein Wort hält. Wenn dieses Mal wieder nicht, dann endet das nächste Jahr am 22.9., kann der Sommer sehen, wie er den Winter aus seiner Hängematte kriegt.

Alles gekehrt, der Aufwasch gemacht, gelüftet, Kühlschrank abgetaut. Bei der Gelegenheit fand ich die Hühnersuppenkonserve, habe sie in den Gaskocher geworfen und gekocht. Die Hühnerbrühe, wahrscheinlich aus dem Hühnerbrühenlabor, ist gar nicht schlecht, wenn man vergisst, dass das, was hinten draufsteht, auch drin ist.

Ich sitze am Fenster, Mittagsschläfchen ist heute nicht, zu aufgeregt. Der kleine Ofen hüpfert ungeduldig, wärmt aber. Draußen ist es unverändert, höchstens noch nasser, noch triefiger, noch dunkler. Die Wolken ziehen ihre grauen Mützen tiefer in die Stirn, drängeln, fassen sich bei den Händen und balancieren über die Wipfel des Waldes. Am Fenster ziehen dicke Tropfen ihre Bahnen, Tropfenmarathon, Tropfensprint und welche, die nicht vom Fleck kommen. Ich mache das Fenster ganz auf. Das Glas beschlägt sofort, ich male einen Weihnachtsbaum drauf und sehe plötzlich, so aus dem Augenwinkel ... nein, ich spinne, vielleicht doch überarbeitet, oder die Hühnerbrühe, Labore machen Fehler, Quereinsteiger, Kurzsichtige, da werden einfache Hühnerbrühen bewusstseinsverändernd, oder die Dunkelheit, vielleicht doch mal zum Optiker ... Ich lehne mich aus dem Fenster und starre: Eine Schneeflocke, dick und flauschig und superweiß, setzt sich auf den kleinen Wind, der unter ihr versucht windig zu sein. Tatsächlich kommt von oben noch eine Kollegin, und noch eine und noch

eine. Sie nehmen sich an die winzigen Hände, bilden ein sogenanntes Schneeflockenkarussell.

Mittlerweile zähle ich fünf halbwüchsige Winde, den kleinen nicht mitgerechnet. Sage und schreibe vier Schneeflocken, die sich flink im Kreise drehen, partout nicht landen wollen, tänzeln in der Luft, als hätten sie Flügel, springen von einem Wind zum anderen. Der Wald gegenüber scheint ebenfalls erwacht und neugierig. Baum um Baum neigt sich nach vorn, um zu gucken, was geht. Es riecht nach neuer Luft. Das süßlich herbe Aroma des Herbstes hängt in den Wäldern und verfliegt. Der große Duft des Vergehens, er täuscht. Nichts vergeht, es kommt nur zur Ruhe.

Jetzt weiß ich, es ist vorbei, der Herbst hat tatsächlich ausgedient, ich rieche die weiße, klare Frische, getrieben, still oder stürmisch, manchmal scharf in der Nase, manchmal Zimt und Weihrauch und Tannenduft. Ein anderer ist im Revier.

Ich höre doch etwas. Rechts hinten, wo der Weg einen Berg hinunterfällt, ja, von dort, genau, ziemlich ungefähr. Noch mal die Ohren gespitzt. Musik, eine Schalmey, eine Flöte, eine Pauke, in kunstvollen Abständen geordnet, vom Rhythmus auf die Sprünge geholfen. Ich bin nicht gänzlich unmusikalisch, ich kann pfeifen, wenn auch oft aus dem letzten Loch, und kenne durchaus den Unterschied zwischen einem Star-Trompeter und einem Hobby-Kammläuser. Am Scheidepunkt des Weges sind wieder die Augen gefragt, scheinen sich kleine, weiße Wirbel zu erheben, aufzusteigen, sich dem Takt unterzuordnen. Natürlich, das sind sie, die Vortänzer.

Wie habe ich das vermisst. Mittlerweile sind neunundzwanzig Schneeflocken zugange, drei sind gefallen, passiert, wenn man nicht aufpasst, bald wird man sie nicht mehr zählen kön-

nen. Es ist so weit. Tatsächlich ist es so weit. Es geht mir nicht nur um den langersehnten Dienstschluss, es geht mir um diesen geliebten Augenblick, den ich alle die Jahre vermisst habe. Ich renne nach draußen, die Musik schwillt an. Die Bäume tragen blasse, durchscheinende, recht vorsintflutliche Schleier. Die Winde werfen sich die Flocken zu, springen auf und nieder, fangen oder auch nicht.

Als ich die Prozession kommen sehe – immer näher und deutlicher, die lustigen Vortänzer des Winters gerade in ihrem Eröffnungsreigen, drei Reihen weiter hinten, die Schalmey, die ihr *Hurra, hurra, der Winter ist da* erklingen lässt –, weiß ich, dieses Jahr wird es wieder so schön wie früher. Der feine Herr Winter mit seinem Gefolge ist auf dem Weg. Begleitet von der unübertroffenen Tanz-Combo *Ohne Sturm kein Wind* wirbeln die Vortänzer der ersten Reihe in einer neuen, eindrucksvollen Choreografie im Takt der weihnachtlichen Musik vorüber. Sie springen, ihre dünnen Gewänder flattern, drehen sich, driften elegant auseinander, vollführen perfekte Pirouetten, lösen sich geschmeidig, um bald wieder eins zu werden und sich aufs Neue wie sprühende Girlanden aus einer Kette zu lösen. Dabei ziehen sie den applaudierenden Bäumen weiße Gewänder über, Kleider, Mäntel, Jacken, manchmal zu kurz, oder die Tanne steht auf dem Saum oder kriegt sie vorne nicht zu, dann wird getauscht. Ein aufgeregtes Gewusel, bei dem am Ende alles passt. Die zweite Reihe vergibt an interessierte silbrig glänzende Armreife, den Eitlen steckt man noch funkelnde Broschen an und denen mit den brauchbarsten Dekolletés legt man extra schneekristallene Halsketten um. Einer kleinen Gruppe lärmender Fichten bindet man Krawatten aus feiner Spitze. Die dicken Mützen, von den meisten Bäumen sofort aufgesetzt wie geblähte Wolken und tief

in die nadeligen Stirnen gezogen, sind dafür, sich zu wappnen vor des Herrn Winters Großonkel, dem Gevatter Frost, der immer hinterherläuft und wieder versichert, es nicht wirklich so zu meinen. Aber ein Frost, liebe Gesellschaft, der herzlich grüßt, nach dem Befinden fragt, Wärme verbreitet und sich laufend für sich selbst entschuldigt, dass er kalt sei, würde unglaublich und albern. Das kennen alle schon. Danach hört man den griesgrämigen Herrn Frost kaum noch. Ein Knacken vielleicht, sollte er wieder Nüsse geschenkt bekommen, oder ein Knistern, ein Rascheln, suchte er seine Brille am Waldboden, wovon man ausgehen kann.

Der Festumzug des Winters! Die Schneeflocken machen es den Sternen nach, unzählig-ungezählt schweben und hüpfen sie durch ihr neu erschaffenes Universum. Im nächsten Moment, nachdem die Prozession fast vorbei ist, reicht ein dicker, weißer Teppich bis vor meine Tür, ausgerollt, glattgezogen und auf Kante gelegt. Da erscheint in voller Größe der feine Herr Winter. Prächtig in Schafspelz und rotgrün gestreifter Pudelmütze, hinkt er noch ein klein wenig und ruft: »Lieber Herbst, seien Sie gegrüßt, wie geht es Ihrem Hund und der Frau!«

»Herr Winter, ich lebe immer noch allein!«

»Was macht das schon!«, ruft der feine Herr Winter und lacht, dass die frische Schneedecke zittert. Er ist wieder ganz der Alte, stets gutgelaunt und forsch, umschwirrt von seinen Weihnachtselfen, deren winzige Flügelschläge purpurne Kreise in die Luft tupfen, zeigt er nach links und rechts, nach oben und unten, verwandelt, bildet, formt, verändert, lacht dabei schallend, schlägt sich auf die Schenkel, weil es ihm gut von der Hand geht, verzaubert Busch und Hecke, Stumpf und Stein, erweckt für diese unglaubliche Zeit die Geschöpfe aus

den uralten Wintermärchen zum Leben. Die Köpfe reckend, die Glieder streckend, folgen sie ihrem Herrn durch seinen feingeschmückten Wald, ein sanftes, besinnliches Festival einer leisen Zeit.

Ich winke und nicke, kenne sie natürlich alle, auch mit Namen und Spitznamen, die Eiskunstlaufzwerge, zum Beispiel, die gerade, ihre Schlittschuhe geschultert, vorbeitippeln, kann man nachher auf den gefrorenen Pfützen bewundern, da kommt die Winterprinzessin Lilly-Lila von und zu Lametta, ich werde ein wenig rot, ich mag sie, sie lächelt, macht sie aber den ganzen Weg über während dreihundert Weihnachtswichtel ihre lange, goldbrokatene Schleppe ständig nach unzähligen Seiten schleppen. Die Eisfeen verbeugen sich, kurz blitzt es in ihren blauschimmernden, gläsernen Krönchen. Rote und orange Kobolde sind wieder dabei, balancieren Kerzen auf ihren Köpfen, während sie siebzehn Schneekristalle, nein, neunzehn, auf einmal jonglieren. Selbst die Schneemänner, die hinter dem Zug die Schneedecke wieder glätten, bleiben stehen, ziehen galant und in weitem Bogen ihre Schnellkochtöpfe und Teflonpfannen. Irgendetwas oder irgendwer fehlt, denke ich. Bevor es mir einfällt, sausen sie bereits über mich hinweg, die Winterhexen auf Schneeschiebern. Sie fürchten sich nicht vor Loopings, scheuen nicht die schwerste und riskanteste Schneeschieberkunstflugfigur, die waghalsige Taffi, die übermütige Toffi und die furchtlose Tuffi.

Der Zug ist keine fünf Minuten vorbei, klingelt's. Da sind sie, denke ich. Mit Schwung und einer der besten Launen der Welt öffne ich. Draußen steht das Wetter, einen Schneeberg auf dem Kopf, auf den Schirmstock gestützt. Ich kann nicht sehen, ob es guckt und wie, die Brille ist verschneit, ansonsten

sieht es aus wie immer, ziemlich derangiert. Ich frage, im Angesicht der positiven Entwicklung, recht freundlich, wo der Schuh drückt.

»Nirgends«, sagt es und guckt auf seine Füße. »Meine Schuhe sind weg, alle beide.«

»Du hättest sie zubinden sollen.«

»Hättest du mir einen rechten Schnürsenkel geborgt, hätte ich wenigstens noch einen Schuh.«

»Warte«, sage ich, »ich habe noch ein Paar alte Sandalen, die hat der Sommer hier vergessen.« Ich renne los, der Winter muss jeden Augenblick da sein. Wo sind die alten Dinger? Ach, jetzt fällt mir's ein, in der Mülltonne für Lederwaren.

»Hier, Wetter, die gehen noch, wenn du nicht so viel gehst.«

Das Wetter nimmt die verschneite Brille ab und guckt auf die Sandalen, dann guckt es mich an und sagt: »Die haben doch auch keine Schnürsenkel.« Es kommt einen Schritt näher, blickt mir tief in die Augen und fragt: Was is'n hier eigentlich los?«

»Der Winter ist gekommen. Das ist doch großartig.«

Das Wetter macht einen Schritt zurück und sagt: »Ist es schon wieder so weit.«

Dann kommt der Winter ums Eck, und der Sommer, von dem ich vorhin dachte, den kennst du doch, mit der Sonne natürlich. Die fragt, wann es Stollen gibt. Der Frühling ist auch dabei. Er trägt dezent grün, nuanciert ins dunklere vom Hut abwärts, hinter ihm der April, sieht aus wie der Bruder vom Wetter. Sie tragen eine lange Kiste, setzen ab und sagen beide: »Hallo.« Der Winter nimmt seine Pudelmütze ab und umarmt mich fest. Es ist wohl unangebracht, aber ich habe zwei Tränen im rechten Auge. »Mein lieber Herbst, willkommen im Winter. Die Formalitäten erledigen wir morgen. Ich habe noch eine

Überraschung, der Heilige Abend eignet sich geradezu dafür. Sie sehen, die Kollegen haben keine Mühen gescheut, keine noch so weite Reise, um mit uns das Weihnachtsfest zu begehen, und ...«

»... gibt's jetzt Stollen?«, fragt die Sonne und fächelt.

»Natürlich«, erwidert der Winter, »und nicht zu knapp. Nebenbei, liebe Sonne, bei mir braucht keiner zu fächeln, Sie fächeln den ganzen schönen Schnee weg.«

»Tschuldigung.«

Der Winter guckt den Weg entlang und winkt. »Da kommt der Weihnachtsmann, los geht's, lieber Herbst, wir bringen Sie jetzt nach Hause.«

Der Weihnachtsmann lacht vom Kutschbock herunter. Er gibt sich selbst die Ehre, die illustre Gesellschaft zu kutschieren. Es dauert, bis sie sich alle einig sind, wo sie sitzen, aber dann sitzen sie. Der feine Herr Winter auf dem Kutschbock neben dem Weihnachtsmann, hinter ihnen links die Sonne. Die hält ein brennendes Feuerzeug in der Hand, um sich warme Luft zuzufächeln, erklärt sie auf Anfrage des Frühlings. Daneben der Sommer, der sein Stirnband über die Ohren zieht, gegenüber der April, der dem Frühling sagt, er hätte sich auf dessen Bild nicht erkannt. Ich zähle die bunten Flicker auf meiner Jacke und Hose nach, letztes Jahr hatte ich drei schöne gelbe verloren. Der Frühling fragt den Winter, ob er ein Konzept erstelle. Weiß wäre ja nicht so kompliziert. Der Winter fängt Schneeflocken mit dem Mund und ruft: »Die Freude, lieber Frühling, die Freude ist mein Konzept!«

Es herrscht dichtes Schneetreiben. Die Kutsche ist nur noch ein Schemen. Ich versuche mein Haus zu erkennen. Da ist es, nur zu sehen, weil es leuchtet an allen Ecken und Kanten.

»Da sind wir!«, meldet der Weihnachtsmann. Die Sonne fragt, ob es denn nun hier den Stollen gebe. Ich aber springe aus der Kutsche und renne in meine Bude. Ich glaube, ich sehe nicht richtig. Unglaublich! Weihnachtlicher geht's nicht! Alle staunen Bauklötzer, man kommt kaum durch. Die Kaffeetafel ist eine Schau, der Weihnachtsbaum leuchtet wie ein grüner Diamant, mein Weihnachtsstern hat sage und schreibe zwölf Strahlen, die Kerzen in den Fenstern flammen rote Flecken draußen auf den Schnee, es duftet nach Wald, nach dem Stollen auf dem Tisch, nach Ingwer und Zimt, nach dem Kerzenwachs, das ich so gern rieche. Meine Freunde und Kollegen sind alle da. »Lieber Weihnachtsmann«, sage ich, »vielen Dank.«

»Keine Ursache. Aber jetzt muss ich los, ich heiße ja nicht Winter.«

Die Sonne sitzt bereits am Tisch, popelt die Rosinen aus dem Stollen und wirft sie sich einzeln in den Mund. Der Sommer sitzt ihr gegenüber und fragt mich nach den Korinthern, wie man die baut, dass die so gut schmecken. Der Frühling macht mit dem April zusammen die Kiste auf und sagt: »Lieber Herbst, ich dachte, Weihnachten, da könnte man doch etwas schenken. Ich habe hier etwas Originelles.«

Sie klappen den Deckel auf und zerren zwei funkelneue Regenbögen hervor.

»Die sind ganz neu«, sagt der April.

»Gucken Sie doch«, sagt der Frühling, »was für ein vollendeter Biegungsgrad, und die Farben lassen sich per Knopfdruck verändern.«

»LED«, sagt der April. »Hier die Fernbedienung.«

»Toll«, sage ich, »gerade heute Morgen dachte ich, Mensch, Herbst, neue Regenbögen wären der absolute Wahnsinn.«

Frühling und April freuen sich über sich und ihre gute Idee. Es klingelt. Ich gehe zur Tür, mache auf. Schnee weht herein, eisige Luft und hinterher das Wetter. Es sagt: »Die Sandalen sind weg.«

»Wieso? Hast du die nicht zugemacht?«

»Sind doch keine Schnürsenkel dran gewesen. Was macht'n ihr hier eigentlich?«

»Weihnachten feiern.«

»Ist es schon wieder so weit? Kann ich mitmachen? Ich habe Hunger.«

»Komm rein.«

Das Wetter kennt die Gesellschaft nur flüchtig: ein gelber Stern, ein Kerl, der aussieht wie der Förster, ein später Hippiie, der ungemütliche Winter und der Herbst, der Leute ohne Schnürsenkel wegschickt. Aber es gibt was zu futtern, das Wetter setzt sich, nimmt sich acht Pfefferkuchen und beginnt zu kauen.

Nur noch der feine Herr Winter steht, zwei seiner Wichtel bugsieren ein riesiges Paket ins Zimmer, er kommt auf mich zu: »Lieber Herbst, ich entschuldige mich im Namen von mir für die vielen versäumten Winteranfänge. Kommt nicht mehr vor, aber wenn doch ... Na, packen Sie schon aus.«

Ich öffne den großen Karton, alle helfen mit. Wir ziehen gemeinsam ein großes Ding heraus. »Eine Hängematte!«, rufe ich und bin begeistert.

Der Sommer kaut Rosinen und sagt: »Ich hoffe, lieber Herbst, Sie bleiben in der Matte nicht hängen.«



## DER UNGEMEIN GEMEINE WEIHNACHTSCLOWN



or fünf Tagen hatte Mattis Mutter ihn zu seinem Großvater gefahren.

Die Felder hingen am Horizont wie gebleichte Laken, Eisgebilde funkelten wie gehobene Schätze, und die Straßen lagen unter des Winters weiten, weißen Mantelschößen.

Während sie vom ersten Hügel abwärts ins Tal fuhren, hinein in den Wind, der von den Feldern herüberwirbelte, freute sich Matti über diesen aufgeweckten Winter und die kommenden Weihnachten beim Großvater. Wobei er sich ausnahmsweise sehr leise in sich hineinfreute, denn seine Mutter fand die verschneite Fahrt gar nicht lustig.

Als sie langsam über den zweiten Hügel krochen, sah er endlich die obere Hälfte vom Kirchturm und stellte sich vor, der sei eine Mondrakete, die gerade startete. Mama blickte kurz in den Rückspiegel und fragte, was er da mit seinen Händen mache, und Matti sagte: »Ich winke der Rakete.«

»Manchmal denke ich«, sagte seine Mutter, »dass es bei Großvater immer besonders viel, dick und schnell schneit.«

Von dem letzten der drei dem Dorf vorgelagerten Hügel hätte Matti eigentlich Großvaters Haus sehen müssen. Heute nicht. Nur die Weihnachtstanne auf dem Dorfplatz brannte kleine, gelbe Löcher in die Welt. Doch er konnte das Bild von Großvaters Haus entstehen lassen, weil er es kannte: Hinter einer Reihe von Pappeln schimmerte das Dach hervor, und als seien die Bäume aus dem Haus gewachsen, sah es aus wie ein großer Hut mit Federbusch, wie einer von denen, die sie trugen, wenn sie zusammen Musketiere spielten. Er hatte dem Großvater sein Bild des Hauses mit dem Federhut erklärt. Der Großvater war derselben Meinung, im Winter hätte es weiße Schwannfedern, im Frühjahr die grünen vom Grünspecht und im Herbst die bunten vom Buntfasan.

Großvater Meise und Hund Goldfisch bewohnten die untere Etage des Hut-Hauses, in der mittleren hatte Matti sein Zimmer, und im Dachgeschoss wohnte Herr Oppermann.

Großvater hatte viele Jahre einen Goldfisch. Als der gestorben war, holte er sich aus dem Tierheim einen Hund und nannte ihn Goldfisch. Herr Oppermann kannte er von der Werft, hatte dort mit ihm zusammengearbeitet. Nachdem sie in Rente gegangen waren, zog Herr Oppermann mit ins Haus. Etwas später hatten er und zwei, drei seiner ehemaligen Kollegen die Idee mit dem Vergnügungspark, um in die relativ stille Gegend Touristen zu locken. Opa hatte protestiert, so nahe am Ort, und in dem schönen Eichenwald, und die Natur und die Tiere. Aber Herr Oppermann hatte den Bürgermeister auf seiner Seite, von der neuen Zeit gesprochen und sich durchgesetzt. Daraufhin hatten sie lange nicht miteinander geredet. Als die Touristen ausblieben und im zweiten Jahr der Park wieder geschlossen werden musste, lächelte der Großvater seinem Mitbewohner

ins Gesicht, wenn sie sich zufällig an der Treppe begegneten. Herr Oppermann begann erst wieder mit dem Großvater zu sprechen, als er irgendwann keinen Pfeifentabak mehr hatte und wegen seines Rheumas nicht in den Ort laufen konnte. Da stieg er mühsam zum Großvater hinunter und lächelte ganz plötzlich zurück.

Das Auto schleppte sich den letzten Hügel hinauf. Mama flüsterte Flüche und meinte die Straße, und Matti überlegte, dass er dieses Jahr endlich einmal den Weihnachtsmann beobachten könne, wie er in der Nacht vor der Bescherung seine Adressen überprüfte und von Haus zu Haus schlich. Der Großvater hatte erzählt, dass sich der Weihnachtsmann, ehe er Geschenke irgendwohin schleppte, der Empfänger vergewisserte.

Matti hatte seine Mutter schon zu Beginn des Monats darauf hingewiesen, dass er nicht mit Skifahren komme, sondern zum Großvater müsse, denn dieses Mal wolle er den Weihnachtsmann sehen, der die Örtlichkeiten auskundschaftete, nach Großvaters verbürgten Informationen meist in der Nacht zwischen dem 23. und 24. Dezember.

»Der Weihnachtsmann kommt doch nur zur Bescherung«, hatte Mama widersprochen.

»Er kommt vorher, um zu gucken.«

»Was muss denn der Weihnachtsmann gucken?«

»Manchmal wohnen Leute gar nicht mehr dort, wo sie wohnen«, erklärte Matti und Großvater hätte erzählt, dass der Weihnachtsmann die Hausnummern schon mal verwechselt, weil er auch nicht jünger werde. Und dann könne es passieren, dass ein Mädchen eine Autorennbahn bekäme, ein Junge eine Mädchenpuppe oder eine Mama einen Rasierpinsel und der Papa einen Eierliner.

»Das wäre ja ganz furchtbar«, sagte Mama. »Und Großvater hat den Weihnachtsmann beim Auskundschaften beobachtet?«

»Klar, hinterm Haus im Hof«, bestätigte Matti und nickte, als sei er dabeigewesen. »Und Herr Oppermann kann das bezeugen.«

»Na, dann«, sagte Mama, »gibt's wohl nicht den geringsten Zweifel.«

Matti glaubte zu wissen, dass es kein anderer als Herr Oppermann war, der, vom Großvater beauftragt, draußen im Hof umherstapfte. Er war ein riesiger Kerl, hatte gigantische Hände und der Schnee knirschte unter seinen mächtigen Stiefeln. Am Heiligen Abend dann, wenn Herr Oppermann als Weihnachtsmann an die Tür gehämmert hatte, musste der Großvater Matti an die Hand nehmen, denn damals erkannte er den Weihnachtsmann noch nicht als Herrn Oppermann, wenn der in den Flur gestapft kam, den Sack auf den Boden donnerte und streng auf den klitzekleinen Jungen dort ganz weit unten hinablickte.

Für den Großvater war es schwieriger geworden, Matti den Weihnachtsmann als echt zu verkaufen, und er hatte nicht mehr so leichtes Spiel, wenn es darum ging, seinem Enkel Bären aufzubinden, wie sie Großväter ihren Enkelkindern aufbinden. Matti mochte seinen Großvater sehr und ließ sich nicht anmerken, dass er den Weihnachtsmann erkannt hatte, und der Großvater ließ sich nicht anmerken, dass er wusste, dass Matti den Weihnachtsmann erkannt hatte.

»Aber eine Woche musst du dich noch gedulden«, hatte Mama am Montag gesagt.

Gegen diese Art von Geduld hatte der Großvater eine Zeitmaschine konstruiert, ein Holzgestell, in dem das alte blaue

Fahrrad hing, mit einer Reihe Zeitglühlampen vorne und hinten, die von einem Dynamo zum Leuchten gebracht wurden. Man musste sich reinsetzen, anschnallen und treten, dass die Zeit verging, und richtig festhalten, weil Zeitreisen ziemlich holprig seien und die fünf Fahrradklingeln, so hatte der Großvater gemeint, würde man unbedingt brauchen, weil viele Zeitreisende unterwegs seien und Staus verursachten. Bevor es losgehen konnte, musste der Großvater an dem langen Hebel ziehen, wodurch sich ein großer Pappzeiger um den Deckel eines alten Weinfasses drehte, bis er auf die gewünschte Zeit zeigte. Möglich waren die Jahre 1 bis 56400.

Doch die Zeitmaschine, die Matti dringend gebraucht hätte, auf der er nur Freitag, den 17.12. einstellen müsste, stand beim Großvater. Er hatte sie auch schon mit nach Hause nehmen wollen, doch als Mama tief Luft holte, sagte Großvater schnell, dass sie in der Stadt sowieso nicht funktioniere, da gebe es zu viele Zeitlöcher. Es half alles nichts, Matti hatte das Ende der Woche auf natürliche Weise abwarten müssen.

Mama fuhr sehr langsam. Matti blickte nach draußen, erkannte die Rodelbahn drüben am Schulhang und das Feuerwehrhaus, das größer war als das Gemeindeamt. Sie mussten noch einmal rechts abbiegen, an dem großen Schwibbogen vorbei, noch mal links und wieder rechts und dann durch ein Tor, hinter dem der Großvater in seiner dicken, blauen Strickjacke bereits wartete.

Matti hüpfte aus dem Auto und drehte ein paar Runden um die beiden Lichtertannen, die Großvater jedes Jahr in den Hof stellte. Er hatte ihn gefragt, warum es zwei Bäume sein müssten, und der Großvater meinte, es könne dem anderen ja mal etwas passieren.

Dieses Jahr würden sie bestimmt zum alten Vergnügungspark gehen, denn dort gehe es nicht mit rechten Dingen zu, das habe mit Weihnachten zu tun, hatte der Großvater am Telefon geflüstert.

Während Mama den Großvater darüber aufklärte, was es für den Jungen alles nicht geben dürfe, kam auch schon Goldfisch angerast. Irgendwann schmetterte Großvater das letzte Jawohl, und Mama setzte sich ins Auto, fragte Matti noch einmal, ob er nicht doch mit zum Skifahren kommen wolle, und Matti, der mit Goldfisch bereits im Schnee tollte, hielt kurz inne und antwortete, dass er noch nie gern Ski gefahren sei, da läge er ständig auf dem Boden, sei immer nass, und Papa stünde meist schon im Tal, der würde nie auf ihn warten, und du auch nicht, und Skifahren ist nicht gut für meinen Gebeinapparat, weil der noch wächst.

»Gebeinapparat«, wiederholte die Mutter, »schon gut, ich hab's kapiert. Wir sehen uns am Heiligen Abend!« Und dann fuhr sie davon.

Während sie dem Auto hinterherwinkten, sagte Großvater: »Skifahren ist etwas für Leute ohne Sitzfleisch. Die wirklichen Männer rodeln.« Matti und der Großvater trugen die Koffer ins Haus, Goldfisch sprang hinterdrein, und in der Küche fragte Matti gleich: »Ist der Schlitten startklar?«

»Gespart und gewachst.«

»Wann gehen wir in den alten Vergnügungspark?«

»Meinetwegen noch heute. Doch zuerst gibt's einen heißen Tee.« – »Cool!«

Der Großvater stellte Tassen auf den Tisch, heizte das Räucherhaus ein, erneuerte Kerzen und versorgte den fleißigen Ofen mit frischem Holz. Dann stopfte er sich eine Pfeife. Als

er die ersten Wölkchen paffte, beugte er sich zu Matti über den Tisch und sagte: »Ich habe im Alter-Vergnügungspark-Unheimliche-Geräusche-Komisches-Licht-Buch geblättert. Dort ist die Rede von einem ungemein gemeinen Weihnachtsclown, der zur Weihnachtszeit in alten Vergnügungsparks sein Unwesen treibt. Einer, der dem Weihnachtsmann ans Leder will, die Träume der Kinder einfängt und sie in seinen Park lockt. Dort müssen sie dann schrecklich fröhlich sein, sich über seine Kunststückchen totlachen und werden so lange mit Zuckerwatte, Eis und Gummibären vollgestopft, bis sie sich nicht mehr bewegen und wehren können gegen die fürchterlichen Spielsachen, die ihnen der Clown schenkt. Stell dir vor«, sagte Großvater, »im Buch steht tatsächlich, dass der ungemein gemeine Weihnachtsclown jeden, der nicht mehr an den Weihnachtsmann glaube, Freifahrten für alle Karussells verspricht.«

»Und der feuerspeiende Drache, von dem du letztes Jahr erzählt hast?«

Der Großvater beguckte die Pfeife und überlegte. »Ach, das war nur ein kleiner feuerspeiender Drache! Den hat die Feuerwehr gelöscht. Aber dieses Mal«, er hob den Zeigefinger, »könnten die Dinge komplizierter liegen.«

»Wir müssen in den Park«, sagte Matti.

Der Großvater nickte. »Vielleicht ist der Clown auch nur eine Ente, aber den Weihnachtsmann in Gefahr zu bringen, würde ich nicht riskieren, und schließlich bist du ja fast erwachsen, könntest den zweiten Mann geben, den braucht der erste, wenn mal was passiert.«

»Wie bei den Weihnachtsbäumen?«

»Dasselbe Prinzip.« Der Großvater sah Matti fest ins Gesicht: »Und zu keinem ein Wort, auch nicht zu Mama. Das

musst du schwören. Wahrscheinlich müssen wir die Bettzeiten nach hinten verschieben und ein Plätzchen mehr essen.«

Matti hob die rechte Hand und sagte feierlich: »Ich schwöre. Aber Großvater, wenn der Clown eine Ente ist ...«

»... nicht der Clown. Als Ente bezeichnet man eine Falschmeldung. Zum Beispiel, wenn dein Papa sagt, er hätte früher nichts angestellt, dann ist das eine Falschmeldung.«

»Eine Ente«, rief Matti.

»Eine ausgewachsene.« Der Großvater lachte.

Das war ja noch aufregender, als Weihnachten sowieso schon ist, dachte Matti.

»Wir müssen uns das erst einmal angucken«, fuhr der Großvater fort. »Das Gelände sondieren, ausspähen, erkunden, Fluchtwege festlegen. Ein Kampf ist halb gewonnen, wenn man das Territorium kennt!«

»Kampf?«, fragte Matti. Goldfisch bellte.

»Dieser Clown, wenn es ihn gibt, lässt sich nicht wegdiskutieren.«

»Mama sagt, kämpfen sei keine Lösung!«

»Lösungen muss man erst suchen und finden, die Zeit hätten wir gar nicht.«

»Überprüft der Weihnachtsmann die Adressen, so wie letztes Jahr?«, fragte Matti.

»Höchstwahrscheinlich in der Nacht vor Weihnachten«, antwortete der Großvater. »Aber keine Angst, wir sitzen dann auf unseren Posten.«

Er stand auf, stapelte Tassen und Teller und sagte: »So, jetzt schaffst du deine Sachen hoch und richtest dich ein. Ich muss den Weg noch mal freischieben und Holz holen. Ich rufe dich, wenn es losgeht.«

»Okay.« Matti sprang vom Stuhl und stolperte beinahe über Goldfisch. »Auf die Plätze, fertig, los!«, rief er, und dann rannten beide los, links durchs Wohnzimmer, vorbei an dem pummeligen Weihnachtsbaum, dem der Luftzug das Lametta sträubte, in den Flur, rechts am Schlafzimmer entlang, links die Treppe hinauf, vor der ein gewaltiger Nussknacker stand und grinste, und den Flur geradehin. Goldfisch hatte gewonnen. Matti öffnete die Tür, auf die der Großvater wie jedes Jahr den alten Pappzweig mit der brennenden Pappkerze genagelt hatte.

Die Wände des Zimmers hatte Matti mit Schiffen bemalt und Möwen und viel blauem Ozean. Auf einem Stativ am Fenster war ein astronomisches Fernrohr befestigt, neben dem Bett ein Regal voller Kinderbücher, in den beiden Sesseln rund um den kleinen Tisch saßen Moby Dick und der Krake Manfred mit verbundenem neunten Arm, den er sich beim letzten Tiefseespaziergang verletzt hatte, und gegenüber auf dem Schauflerraddampfer-Sofa fläzten die Teddybär-Taucher Jim und John mit Taucherbrillen. Unter der gesamten Zimmerdecke spannte sich ein mit winzigen Lämpchen besticktes schwarzblaues Tuch. Als Oma noch lebte, hatte sie die Idee mit dem Sternenhimmel gehabt und losgestickt, und der Großvater hatte sich neben sie gesetzt, um ihr die Koordinaten der wichtigsten Sternbilder zu übermitteln: die der großen Erdbeeren, der kleinen Erdbeeren, der Weihnachtsgans, der Waschmaschine, des Orions mit dem Krebs im Hosenbein und natürlich dem des asymmetrischen Backofens mit zwei Streuselschnecken im dritten Haus. Dazwischen kreisten eine Menge türkisfarbener, rabenschwarzer, weißer und roter Planeten übers Firmament, und der Großvater hatte zur Decke hinaufgezeigt und erläutert, dass der weiße der Rodelplanet sei, auf dem es nur bergab ginge, während auf dem

roten die Freibäder übers ganze Jahr geöffnet hätten, auf dem schwarzen ausschließlich Schornsteinfeger Schornsteine fegten und der rosarote einen Ring aus Erdbeereis hätte. In der hinteren rechten Ecke strahlte eine Sonne, die gleichzeitig als Lampe diente, und schräg darunter, auf halber Höhe der Rückwand, hing ein gehäkelter postgelber Mond, ein Geschenk von Tante Inge, die für ihr Leben gern irgendetwas häkelte.

Matti warf einen Blick durchs Fernrohr, wegen des morgigen Wetters, konnte aber außer Wolken nichts erkennen, wahrscheinlich war das Wetter von morgen noch zu weit hinten, und dann fiel ihm der Adventskalender ins Auge, den der Großvater aufgehängt hatte. Ein Papp-Computer, dessen Tastatur die Türchen darstellte, und da heute der siebzehnte Dezember war, öffnete er die ersten siebzehn Türchen, nahm die Schokoladenstückchen heraus, steckte drei in den Mund und gab Goldfisch, als der interessiert zu ihm aufsaß, die anderen.

Der Großvater hatte Schnee geschoben und Holz geholt. Um Matti Bescheid zu geben, bediente er sich der Schiffssprechanlage, welche die Küche mit dessen Zimmer verband. Sie bestand aus einem flexiblen Plastikrohr, das mit einem Ende in einer Halterung neben der Brotmaschine hing, während das andere in Mattis Zimmer neben dem Bett aus dem Boden ragte. »Achtung! Achtung! Maschinenraum an Ausguck«, rief der Großvater durch einen Trichter. »In drei Minuten Landgang Vergnügungspark!«

»Ausguck verstanden!«, rief Matti zurück, zog die Mütze ins Gesicht, die Handschuhe rüber und rannte los.

»Also gut«, sagte der Großvater im Flur: »Ausrüstung überprüfen. Taschenlampe?«

»Check!«, rief Matti und fragte: »Pfeife und Tabak!«

»Check!«, rief der Großvater. »Handschuhe?«

»Check!« Matti hob beide Hände und fragte: »Taschenmesser?«

»Check!«, rief der Großvater. »Mütze!«

»Check!«, rief Matti, klopfte sich auf den Kopf und fragte: »Mütze?«

»Check!«, rief der Großvater und klopfte sich ebenfalls auf den Kopf.

Beide lachten sich krumm, und dann ging es endlich los.

Und so verbrachten sie die Tage bis zum verheißungsvollen 23. Dezember. Sie durchstreiften den Vergnügungspark, hörten absonderliche Geräusche und hätten beim Bart des Weihnachtsmannes schwören können, ein halber Clown sei kurz in der Augenhöhle des riesigen Totenkopfes in der Mitte des Parks erschienen. Der Großvater wusste über jedes noch so winzige Detail etwas zu sagen, um seine Geschichte vom ungemein gemeinen Weihnachtsclown Meter um Meter ihres Weges mehr zu untermauern. Am Abend lieferten sie sich mit Herrn Oppermann Schneeballschlachten. Jeden Tag probierten sie einen anderen Rodelhang, bis sie alle in der Gegend durchgerodelt hatten, setzten sich dann die Schaffnermützen auf, um die Fahrgäste in der Modelleisenbahn zu kontrollieren, aßen zwei, drei Plätzchen mehr und atmeten kubikmeterweise Räucherkerzenqualm.

Am Vortag des Weihnachtsfestes war es so weit.

Der Großvater hatte bis Mittag versucht, den Staubsauger zu reparieren, während Matti den Rodelschlitten nicht kalt werden ließ, bis ihm kalt wurde und er keine Lust mehr hatte. Nach der heißen Wanne, die ihm der Großvater zwischen Backofen und weiteren Weihnachtsvorbereitungen eingelassen hatte, saßen sie im Schein der Kerzen beim Abendbrot und redeten

über den Clown und über den Weihnachtsmann und davon, dass er heute Nacht wahrscheinlich den Hof inspizierte.

»Ein Vergnügungspark-Clown ist ein Schauspieler«, sagte der Großvater, »dem geht es nur um sich. Der ist ein Meister des Hokuspokus, der grimmig jeden vereinnahmen will, während seine Fratze lacht. Als der Park noch geöffnet hatte, sah es aus, als würde es dort lichterloh brennen, so hell leuchteten seine tausend bunten Lichter, selbst zur Weihnachtszeit. Die Musik dröhnte wie die Autobahn zur Ferienzeit, ein Laser brannte Löcher in den Himmel, die Hexe kicherte, der Totenkopf auf dem Kannibalen-Bistro klapperte mit seinem dämlichen Gebiss, und ein Sprecher schrie, was es alles zu kaufen gäbe und viel billiger als noch vor zwei Minuten, und die Mädchen verkleideten sich als Barbie-Puppen und Jungen als Spiderman und Superman und Batman, und der Clown natürlich immer freundlich, immer knicksend und hampelnd dazwischen, und drei silberne Außerirdische schossen aus Anti-Materie-Gewehren rosa Wattebällchen. Und das«, so schloss der Großvater, »zu unserer Weihnachtszeit.«

Matti überlegte und sagte: »Ich mag Außerirdische, und Klara von nebenan hat ein ganzes Barbie-Puppen-Schloss, und bestimmt feiert Superman auch Weihnachten.«

»Es geht um das Weihnachts-Prinzip«, sagte der Großvater und wischte lange über den Tisch. »Immer weniger Kinder glauben an den Weihnachtsmann, weil immer mehr coole Clowns ihnen die Träume stehlen!«

In dem Hut-Haus wohnte Großvater schon ewig. Es hatte niedrige Decken und außer der Küche, in der sich fast alles abgespielt, viele kleine Zimmer. Große Leute mussten sich bücken, wenn sie durch die Türen gingen, wie Herr Oppermann zum

Beispiel. Das Glas der winzigen Fenster war hinter dem Weihnachtsschmuck kaum mehr zu sehen.

Der Großvater krempelte die Ärmel hoch. »Ich wasche ab und du richtest unsere Fensterplätze ein, Sessel, Limonade, Kissen nicht vergessen.«

»Alles klar!«, sagte Matti und stieg, gefolgt von Goldfisch, in sein Zimmer hinauf, um sein Lieblingskissen zu holen und gleich noch einen Blick durchs Fernrohr zu werfen. Es hatte aufgehört zu schneien, ein schwarzes Loch klaffte am Himmel, nur drei Sterne guckten über den Rand. Er nahm den Trichter und rief zum Großvater hinunter: »Ausguck an Maschinenraum. Die See klart auf!« Zu den beiden Teddybär-Tauchern sagte er: »Großvater denkt tatsächlich, ich glaube noch an den Weihnachtsmann.«

Er hatte die Klinke schon in der Hand, als er noch mal zum Sternenhimmel hinaufsah und merkte, dass der Rodelplanet nicht mehr an seinem Platz war. Er kroch über den Fußboden, guckte unters Bett, suchte unter Tisch und Sessel, unterm Schrank – und fand ihn schließlich unversehrt hinterm Papierkorb. Er stellte den dreibeinigen Hocker aufs Bett und kletterte hinauf, um ihn wieder in seine Umlaufbahn zu bringen. Doch die Matratze gab nach, der Hocker wankte. Als Matti den Arm zur Decke hochstreckte, um den Planeten an seinen Platz zu stecken, kippte er mitsamt dem Hocker vom Bett. Die Augen noch immer am Sternenhimmel, mit den Armen rudern, fiel er vom Stuhl, stürzte, sah noch das Muster des Teppichs und dann nichts mehr.

Plötzlich saß er auf seinem Stuhl vorm Fenster und wusste nicht zu sagen, wie er hierhergekommen war. Großvater, ging es Matti durch den Kopf, wo ist der Großvater?

Sein kleiner, runder Tisch, auf dem Pfeife und Tabak lagen, war ans Fenster gerückt worden, ebenso sein Sessel, das Fernglas stand Kopf auf dem Fensterbrett, das große, grüne Kissen lag bereit. Matti rief nach ihm. Keine Antwort. Goldfisch spitzte die Ohren und knurrte den Hof an. Das Glas des Fensters wölbte sich nach außen, während knallbunte Streifen darüber hinweghuschten, und der zottelige Goldfisch sprang immer wieder in die Höhe, drehte sich um die eigene Achse und bellte wie verrückt.

Unvermittelt roch es derb nach Zuckerwatte, nach rosarotem Kaugummi, bitterbunten Seifenblasen und alten Schuhen, im Hof ein fremdes Geräusch. Eine flüchtige Bewegung. Vielleicht der Großvater, dachte Matti und rief erneut. Er rückte dichter ans Fenster. Jemand polterte gegen den Werkzeugschuppen, ein gut hörbares Keuchen, ein hastiges Atmen, indes das Glas des Fensters wie eine Seifenblase lautlos zerplatzte und aus dem Rahmen floss, in den Schnee hinunter, wo es zischte, verdampfte und als weißer Qualm aufstieg.

»Da!«, rief Matti und zeigte hinüber, wo plötzlich wirbelnde Karos aus der schneeblassen Finsternis hervortraten, grelle, große, bunte Karos.

Goldfisch sah Matti an und fragte: »Was soll'n das sein?«

»Weiß nicht«, antwortete Matti, und nach drei Sekunden erschrak er: »Du kannst sprechen?«

»Was man halt so aufschnappt.«

»Du hast doch sonst nichts gesagt.«

»Der Großvater redet schon genug.«

Matti beließ es dabei, es galt sich zu konzentrieren, da draußen braute sich etwas zusammen. Er tauchte den Blick so weit wie möglich hinein in den weißgeschäumten Hof, glaubte nun ein Karo-Muster zu erkennen, das sich ringelte und streckte

und drehte, nach links und rechts, nach innen und außen. Sowohl die Laterne am Tor als auch die Lichter der beiden Weihnachtsbäume waren erloschen.

Matti überlegte, wer den Strom abgeschaltet haben könnte, drehte sich nach hinten. Auch im Zimmer trugen alle Engel, Wichtel und Pyramiden ausgelöschte Kerzen.

»Hast du den Strom abgeschaltet?«, fragte er Goldfisch.

»Nein, wieso, bin ich von den Stadtwerken?«

»Es ist alles aus.« Matti stand auf und lief durchs ganze Haus, rief nach dem Großvater, überall Finsternis, kein noch so winziges Licht, kein Großvater. Die Zimmer schienen sich zu dehnen, um gleich wieder schmaler zu werden, die Decken stiegen auf und senkten sich, dass Matti sich ein ums andere Mal duckte. Vor dem riesigen Nussknacker blieb er stehen. Hatte der bis vorhin noch gelacht, presste er nun seine polierten Lippen aufeinander. Matti probierte alle Lichtschalter, überprüfte die Steckdosen, nichts, kein Strom. Er nahm seine Taschenlampe, knipste, nichts. Streichhölzer. Auf Großvaters Tisch lagen Streichhölzer. Goldfisch ging voraus. Er brauchte seine Augen kaum, lotste Matti mit der Nase zum Fenster. Der Wind pff durch die fehlende Scheibe. Großvaters Sessel war leer. Matti rief noch ein paarmal. Keine Antwort. Er nahm die Streichhölzer, wollte eines anstreichen, ratsch, ratsch, kein Funke.

Indessen hatte sich der Schnee im Hof und auf den Dächern rosarot gefärbt, es roch widerlich nach Erdbeeren und Mango, und plötzlich stiegen die Karos empor, wurden größer und greller, wallten und wogten, bildeten Vierecke, Dreiecke, Kreise, und Matti erkannte dazwischen einen großen roten Fleck.

»Siehst du den dicken roten Fleck?«

Goldfisch bellte und sagte: »Ich kann ihn riechen.«

»Wonach riecht er denn?«

»Nach Weihnachtsmann.«

»Das könnte sogar hinkommen«, sagte Matti, »der Großvater hatte also recht.«

Wo der nur steckte? Er würde sie doch nicht allein lassen!

Plötzlich sauste der rote Fleck, gefolgt von einem Pulk wild rotierender Karos, am Fenster vorbei, irgendetwas fiel schep-pernd zu Boden, ein Schrammen, ein Röcheln. Und Matti hörte ganz nah jemanden um Hilfe rufen. »Hilfee! Hilfee!«

Der Weihnachtsmann war auf der Flucht, und etwas ganz Fürchterliches musste hinter ihm her sein. »Komm, lass uns nach draußen gehen!« Matti sprang auf. Goldfisch rannte los. Vorsichtig öffneten sie die Tür. Das Karo-Ding war verschwunden. Während Matti durch den Türspalt hinauslugte, rief jemand ziemlich böse durch die rosarote, dicke Luft: »Hab ich dich endlich.«

Die ums Hundertfache verstärkten Aromen von Erdbeere und Mango stachen Matti in die Nase. Goldfisch nieste. Matti wagte einen Schritt, hatte ein bisschen Angst und fragte Goldfisch auch gleich: »Fürchtest du dich?«

»Naja, es ist schon alles sehr seltsam.«

Matti sah Goldfisch fest in die Augen und sagte: »Wir müssen dem Weihnachtsmann helfen. Ich weiß nicht wie, und ich weiß nicht, wo Großvater ist, denn der hätte bestimmt eine Idee, aber wir sind doch zu zweit, wenn dem einen mal was passiert.«

Matti suchte in der dunklen rosaroten Suppe etwas zu erkennen. Plötzlich schraubten sich Karos in einer immer größer werdenden Spirale aus dem Boden. Die Luft wurde kurz klar. Da stand der Weihnachtsmann ratlos mitten im Hof, und noch ehe Matti ihn rufen konnte, warf sich das Karo-Ding auf ihn. Kariert und Rot bildeten einen Knäuel, das japsend und schnaufend bis

zum anderen Ende des Hofes rollte und hüpfte und dann verschwand. Wie ein schwarz-weißer Pfeil mit Fransen schoss Goldfisch durch Mattis Beine hindurch und rannte hinterher.

»Goldfisch!«, rief Matti. Doch der Hund war nicht mehr zu sehen, nur sein Bellen hallte herüber, Stoff riss, Pantoffel klappten, Stiefel stampften auf, jemand kicherte ganz furchtbar, doch es war niemand zu sehen, und unvermittelt schrie es nun vom Dach: »Hiiiiilfe! Hiiiiilfe!«

»Goldfisch!«, rief Matti und sah zum Dach hinauf, wo sich alle Karos auf dem Dachfirst aneinanderzureihen begannen, erst quer, dann längs, akkurat, zu einem langen Mantel mit gelber Knopfleiste und blauen Riesenknöpfen. Über dem hochgeschlossenen Kragen erschien ein aufgerissener, grellgeschminkter Mund, der bis hinauf zur mächtigen Knollennase zwei Reihen spitzer, gelber Zähne entblöste. Die Mundwinkel drängten zu den feuerroten Wangen, die sich klein und rund gegen zwei grünfunkelnde Augen stemmten. Darüber eine Stirn wie eine getünchte Mauer, auf deren Krone aschblondes Haar wild wucherte, und unten standen die weiten, grüngeflickten Hosen auf den längsten und breitesten Pantoffeln, die Matti je gesehen hatte.

Der Clown! Der ungemein gemeine Weihnachtsclown!

Großvaters Buch erzählte die Wahrheit. Er war es. Kein Zweifel. Und während der Clown größer wurde, zeterte er auch schon los und schimpfte, hatte den Weihnachtsmann rechts im Schwitzkasten und jonglierte links mit fünf violetten Bällen. Vom Weihnachtsmann erkannte Matti fast nichts, nur die Mützenbommel rotierte und der Bart blitzte kurz auf. Der Clown blickte böse zu Matti hinunter und hob zu sprechen an:

»Hört! Hört! Ich bin Karolix, der ungemein gemeine Weihnachtsclown. Beschützer aller Kinder, die petzen und ihre Ge-

schwister haun. Ihr Verräter am Vergnügen, aufgehört und Obacht gegeben! Ab sofort verfüge ich das Ende der Weihnacht und die Umbenennung des Heiligen Abend in Eiligen Abend. Kinder sind ohne Ausnahme verpflichtet, unverzüglich alle weihnachtlichen Schriften im Vergnügungspark gegen Nintendos, Lichtschwerter und Transformers einzutauschen oder von anderen öffentlich gemachte zur Anzeige zu bringen. Des Weiteren müssen alle Räucherkerzen gegen Stinkbomben, Lametta gegen Konfetti und Pfefferkuchen gegen Donuts getauscht werden. Für jedes Kind, das einen Weihnachtsmann bei mir verpetzt, gibt es Freifahrten auf allen Karussells!«

Während der Clown vom Dachfirst seine schrecklichen Verfügungen posaunte, jonglierte und einen Knicks machte, schluchzte der Weihnachtsmann. »Lass mich los!«

»Sei still, du alter Sack!«, zischte der Clown und nahm die Hand von den Bällen, die weiterhin, wie von Zauberhand geführt, durch die Luft flogen, nacheinander, nebeneinander, kreuz und quer und schließlich ineinander, bis sie zu einer Riesen-Seifenblase wurden, die den Clown mitsamt dem Weihnachtsmann einschloss. Blitze schossen aus dem Inneren, der Hof lag unter einem lilafarbenen Funkengeflecht, aus dem glühende Spitzen in den Himmel schossen oder krachend in die Erde fuhren.

Matti hob die Hände, um irgendetwas zu tun. Der Clown war so lange zu hören, bis die Blase samt ihm und dem Weihnachtsmann schrumpfte und schrumpfte und schließlich in einem regenbogenfarbenen Sprühen zerplatzte.

Matti erstarrte. Goldfisch stand wie ein schwarzweiß gefleckter Stein, als es mit der schlagartig hereingebrochenen Stille pinkfarbene Flocken zu schneien begann. Er schüttelte ausgiebig sein Fell, stupste Matti an und sagte: »Der Clown hat den

Weihnachtsmann wahrscheinlich in seinen Park entführt. Er wird aus dem Weihnachtsmann Kaugummi machen oder ihn ans Riesenrad schlagen.«

Matti versuchte nachzudenken. »Ich habe eine Idee!«, rief er plötzlich und rannte ins Haus. »Wir müssen das Alter-Vergnügungspark-Unheimliche Geräusche-Komisches Licht-Buch finden.«

Als sie vor den Bücherregalen standen und Matti die Treppeleiter anstellen wollte, klingelte das Telefon. Er nahm den Hörer ab und fragte sofort: »Mama? Großvater?« Stattdessen erklang Musik. Ein Kinderchor setzte ein und sang:

*Im Weihnachtswald die Bäume brennen,  
Oh, herrlich, wie es qualmt und stinkt.  
Wie die doofen Tiere rennen.  
der Feuer Prasseln herrlich klingt.*

Dann ein Knacken.

»Hallo!«, rief Matti.

»Herzlich willkommen. Ich bin ein Kaugummiautomat und führe Sie durch die Ice-Line des ungemein gemeinen Weihnachtsclowns. Haben Sie Fragen zum Umtausch der Kerzen, Räucherkerzen und des Lametta, drücken Sie bitte die Eins. Möchten Sie ihren Weihnachtsmann zur Anzeige bringen, drücken Sie bitte die Zwei. Um eine Dreiunddreißig-Jahre-Dauerfahrt auf der Achterbahn zu buchen, drücken Sie bitte die Drei. Wenn Ihnen unser Service bis hierher gefallen hat, wovon wir ausgehen, drücken Sie bitte die Vier.«

»Hallo!«, rief Matti. »Ich möchte nichts von alledem! Wo ist der Clown? Ich will den jetzt sprechen!«

»Wir zeichnen dieses Gespräch ohne ihr Einverständnis nicht nur zu Übungszwecken auf.« Dann knackte es erneut, und der Clown war dran. »Schluss mit dem Smalltalk. Der Weihnachtsmann ist in meiner Gewalt. Vorbei diese langweiligen Weihnachtsfeste, verloschen die Lichterbögen und Sterne und Kränze, für immer. Und gänzlich Schluss mit dämlichen Geschenken, mit Buntstiften, Baukästen, Sportsachen und Büchern, die nicht zum Spielen taugen. Ich garantiere eine Zuckerwatte-Flatrate, Erdbeereis zum Nulltarif und lila Kaugummi, Freifahrten auf der Drei-Mal-Acht-Achterbahn, eine Radau-App gratis und im Besonderen verweise ich auf meine neuen Fruchtbonbons Nimm-Sechzehn-Jeden-Morgen.«

Matti hätte in den Hörer beißen können: »Wir holen uns den Weihnachtsmann zurück!«, rief er. »Das ist so sicher wie deine hässlichen Karos viereckig sind!«

»Ätschepätsche, fang mich doch!« Knacken, Rauschen, Stille.

Matti schmiss den Hörer aufs Telefon, sah Goldfisch an und sagte: »Wir müssen ein paar Antworten finden.«

»Dann suchen wir sie.« Goldfisch bellte, und dann fegten sie beide durchs Haus, um sich auszurüsten.

Großvaters Taschenmesser eingesteckt, die Batterien der Taschenlampe gewechselt, das Holzschwert in den Gürtel geschoben, linke Hosentasche einen Knäuel derbe Schnur, rechts eine Rolle dünnen Draht, Beintasche links ein Päckchen Pflaster, Beintasche rechts eine Tüte Eukalyptus-Bonbons.

»Wofür sind die Bonbons?«, fragte Goldfisch.

»Erstversorgung bei Erstickungsgefahr. Draußen ist es bitterkalt, du brauchst was zum Anziehen.«

»Dagegen habe ich ein Fell.«

»Das reicht nicht!« Und dann setzte er Goldfisch seine zu klein gewordene Pudelmütze auf und zog ihm den gelben Pullover über, den Tante Inge gehäkelt hatte. Über die Vorderpfoten bekam Goldfisch die blaugrüngestreiften Fausthandschuhe. Matti hatte sich eine zweite Jacke übergezogen, dazu Großvaters Eisbärmütze aufgesetzt, die ihm zwar das Sichtfeld einschränkte, aber die Ohren wärmte, und griff sich den extralangen Schal. Nur bei den Stiefeln entschied er sich für die eigenen.

Als sie beide in voller Montur aus der Haustür schlichen, sahen sie sich um. Hinter Herrn Oppermanns Fenstern war es finster.

»Wir müssen uns allein behelfen«, sagte Goldfisch, »morgen ist der 24., wenn es nicht jetzt höchste Zeit ist, wann dann?«

Matti nickte und dachte, das würde in der Schüler-Zeitung stehen, groß und fett: Matti rettet den Weihnachtsmann.

Er zog das Holzschwert aus dem Hosenbund. Goldfisch spitzte die Ohren. Im Hof, über den beide geduckt den Eichenwald erreichten, blieb alles ruhig.

»Weißt du, wo es langgeht?«, fragte Matti.

»Sicher.« Goldfisch schnüffelte auf dem Boden und hob seine Schnauze in die Luft: »Es riecht nach Zuckerwatte und Karamellbonbons, ein bisschen nach Schweißfuß, und ich rieche Stiefelleder. Sie sind im Park.«

»Kein Zweifel?« – »Kein Zweifel.«

Vor der grauweißen Wand des Eichenwaldes blieben sie stehen. Wie ein Gletscher schienen sich die mächtigen Kronen der Bäume zum Dorf hin zu bewegen. Ab und an löste sich ein Schneebrocken, klatsche Etage für Etage die Äste und Zweige hinab und schwebte in tausend Krümeln zu Boden.

»Ich habe eine Idee«, sagte Goldfisch, ging voran und lotste Matti mit flinken Pfoten durch den Wald. Zwischen den letzten

Bäumen blieb er vor einem Hochstand stehen. »Von dort oben haben wir einen guten Blick über den Park.«

Matti steckte sein Schwert in den Hosenbund, nahm Goldfisch auf den Arm und stieg die Leiter empor. Als sie auf die Plattform kletterten, ertönte schreckliche Musik. Trompeten schmetterten, Pauken donnerten, Musikapparate heulten und jaulten, dass der Hochstand erzitterte. Über dem Lärm der Instrumente holperte das Kichern einer dünnen, aber scharfen Stimme. Matti und Goldfisch standen wie benommen hoch oben im Ansturm der Klänge.

»Ich höre eine Menge Kinder reden und lachen und schreien, aber ...«

»... es ist keiner zu sehen«, sagte Goldfisch, »es sind nur ihre Träume, die im Park umhertollen.«

»Versteh ich nicht.« Matti blickte in das Licht, das von dem glänzenden Schnee gebrochen blendete und immer seltsamere Farben entstehen ließ. Kein Mensch war zu sehen, nicht auf den Karussells oder an den Buden und Ständen. Je länger er die Szenerie betrachtete, umso mehr Schatten nahm er wahr. Überall kleine, schmale, quirlige Silhouetten, die Schattenluftballons vor sich hertrugen, im Geisterschloss verschwanden oder an den Zuckerwatteständen warteten. Goldfisch kam näher zu Matti heran und sagte: »Da sind die Kinderträume.«

»Die Schatten?«

»Er nimmt sie ihnen in der Nacht und macht Scherenschnitte daraus.«

»Ob er uns gesehen hat?« Matti blickte durchs Fernglas. »Das gibt's doch nicht! Guck mal.« Er hielt dem Hund das Fernglas vor die Augen. »Da am Riesenrad!«

»Heilige Hundeschüssel! Da sind Räucherfrauen und -männer und Nussknacker und Engel.«

»Er hat sie außen ans Rad gebunden.«

»Wird höchste Zeit, dass wir den Clown aus seinem Mantel holen.« Matti nickte, wobei ihm die große Mütze über die Augen rutschte, nahm seinen Gefährten hoch und stieg die Leiter wieder hinab. Er zog sein Schwert, und beide schlichen geduckt weiter in Richtung Park.

»Hörst du etwas?«

»Ich höre nichts.« Matti lauschte. Nichts.

»Das meine ich. Soll heißen, wenn du nichts mehr hörst, dauert es noch ziemlich lange, bevor ich nichts mehr höre.«

»Hörst du dorthin, wohin ich nicht hören kann?«

»Natürlich. Aber dort ist nichts zu hören.« Goldfisch ließ die Ohren hängen, und just in dem Moment, als er Matti erklären wollte, wie das Gehör eines Hundes funktioniert, brach in der Mitte des Parks ein Feuer aus. Flammen züngelten und schossen schnell nach oben. Aus dem Rauch, der wie ein Kreisel vom Feuer aufstieg, sprudelten Karos, bildeten einen Kreis, und in der Mitte schwebte der Clown über dem Feuer, hob seine Mantelschöße und verneigte sich.

Jetzt sahen Matti und Goldfisch auch den brennenden Haufen, aus dem laut knisternd und knackend die Flammen hinauf in den Nachthimmel loderten. Goldfisch hob die Schnauze. »Der Banause verbrennt tatsächlich Weihnachtsbäume«, sagte er.

»Unglaublich«, murmelte Matti. »Wir müssen weiter«, mahnte er und kroch voran.

Der ungemein gemeine Weihnachtsclown lachte und verbeugte sich in einer Endlosschleife.

Goldfisch glaubte, hinter sich Schritte zu hören, blickte sich um, schnüffelte und stellte die Ohren auf.

»Was is?« Matti sah über die Schulter. Plötzlich luntzte ein Wichtel vorsichtig um einen alten Autoreifen herum. Man sah nur seine dicke Nase und einen Zipfel der Zipfelmütze, der vor großen, staunenden Augen hin und her baumelte. Er machte einen zaghaften Schritt, hob die Hände, starrte dem schwarz-weißen Hund ängstlich entgegen und sagte: »Ich bin unbewaffnet!«

Matti beguckte sich den kleinen Kerl, dreißig Zentimeter auf blauen Schuhen unter einer roten Zipfelmütze, mit einer Trillerpfeife um den Hals, grünen Latzhosen. Ein Wichtel um die Weihnachtszeit, dachte er, nichts Außergewöhnliches, und fragte ihn auch gleich: »Weißt du Bescheid?«

»Voll und ganz«, erwiderte der Wichtel.

»Dann komm, wir haben wenig Zeit.« Matti ging voran. Goldfisch, der den Neuankömmling immer noch musterte, sagte: »Der sieht nicht aus wie eine große Hilfe.«

»Ich bin nur ein Späher«, sagte der Wichtel, der gute Ohren hatte, »aber wir sind viele, ich brauche nur zu pfeifen ...«

»Na, toll«, knurrte Goldfisch.

»Los jetzt«, drängelte Matti, »wir müssen herausfinden, wo der Weihnachtsmann gefangen gehalten wird.«

»Zuallererst«, erklärte der Wichtel, »müssen wir dem Clown seine lebenserhaltenden Systeme kaputtmachen. Sein Blut ist lila und wird von den Karos seines Mantels produziert, dazu braucht er lila Zuckerwatte. Sein Süß-Watte-Spiegel muss ständig auf elftausend Kohlenhydrogrammometer sein, sonst werden die Karos instabil und lösen sich auf.«

»Woher willst'n das alles wissen?«, fragte Goldfisch.

»Wir haben das Geisterschloss, in dem er haust, verwandt, Kameras installiert, fangen seine Telefonate und E-Mails ab.«

»Und warum habt ihr nicht schon eher etwas unternommen?«, fragte Matti.

»Wir mussten das erst in den Wichteltag einbringen, diskutieren, abstimmen und beschließen und dann dem Wichtelrat übergeben, das dauert seine Zeit.«

»Und wenn Weihnachten verloren wäre?«

»Wir haben nun mal beschlossen, dass wir alles beschließen.« Der Wichtel zog seine Mütze. »Ich heiße Tannbert.«

»Matti«, sagte Matti, »und das ist Goldfisch. Jetzt aber los!«

Die drei schlichen dem Park entgegen. Der Clown schwebte und lachte über dem Weihnachtsbaumhaufen, der unter mächtigen Flammen knisterte und knackte. Matti sah die Fäden, die der Clown in den Händen hielt. An ihnen baumelten die Schatten, die Träume der Kinder. Hunderte lenkte er so durch sein Reich, ließ sie lachen und schreien, hüpfen und singen und lauthals seinen Park preisen.

Je näher sie dem Eingangsgebäude des Parks kamen, desto mehr öffnete sich die absurde Szenerie: Barbie-Puppen mit rosa Rüschenkleidern wurden in gelben Cabrios chauffiert, Lego-Soldaten mit Sturmhauben und Lasergewehren patrouillierten über die Wege, auf dem Dach vom Kannibalen-Bistro kämpften außerirdische Invasoren dreihändig mit surrenden Lichtschwertern, und überallhin quoll, schwirrte und schoss das aus den zuckenden Leuchtreklamen abgefeuerte Licht.

Matti blickte durchs Fernglas und bemerkte die grünen Krähen, die überall saßen.

»Das ist der Überwachungsstab«, sagte Tannbert, »es sind 44.«

»Ich kann den Weihnachtsmann nirgends sehen.«

»Passt auf«, sagte Tannbert, als sie das offene Tor passierten, holte seine Taschenuhr heraus und zählte: »57, 58, 59, 0.«

»Und?«, fragten Matti und Goldfisch im Chor.

Der Wichtel sah zum Clown hinauf. Wie auf ein Kommando fielen die Schatten, ihre kleinen Hände bittend zum Clown emporgerect, auf die Knie. Die Leuchtreklamen begannen zu knistern, sprühten noch einmal Funken und erloschen. Das Meer aus Farben sank in den Boden. Der letzte Achterbahn-Wagen bremste quietschend. Das Geisterschloss wurde grau und unscheinbar. Die Karussells hatten aufgehört sich zu drehen, ein letztes Mal schwingen ihre Gondeln und Schaukeln.

»Und jetzt aufgepasst!«, sagte Tannbert. »Seht selbst.«

Der Nebel um den Clown wurde dichter. Man konnte noch sehen, wie er eine grausige Grimasse schnitt, wie die Karos aus ihrem Muster fielen, die Pantoffeln sich selbstständig machten, Mund, Nase und Augen rotierten und alles in einem undurchdringbaren Rauch verging.

»Da!«, rief Matti.

Das Dach vom Turm des Geisterschlusses ratterte, öffnete sich, und der schwarze Qualm, in dem der Clown verschwunden war, wurde wieder zu der Spirale, die nun in umgekehrter Richtung wirbelnd im Turm verschwand.

»Wieso ist er jetzt weg?«, fragte Matti.

»Ihm ist die Zuckerwatte ausgegangen«, antwortete Tannbert. »Alle sechs Stunden muss er für eine Stunde die Karos an seinem Mantel aufladen. Sie sind es, die ihm die Energie für seine Auftritte geben, und die brauchen Zuckerwatte, sehr viel lila Zuckerwatte, produziert von einer Apparatur, die irgendwo unter dem Schloss sein muss.«

»Dann suchen wir die Apparatur«, meldete sich Goldfisch.

»Tja, wir haben die Luft analysiert, Bodenproben genommen, wir wollten ins Geisterschloss, aber da war kein Reinkommen. Ein paar von uns wurden von Lego-Soldaten gefangen genommen und verschleppt, und die ganz Alten sprechen davon, dass der Clown aus seinen Gefangenen Kaugummi machen würde.«

»Kurz und gut«, fasste Matti zusammen, »wir haben keine Ahnung. Wahrscheinlich ist der Weihnachtsmann längst eine bunte Kugel mit Fruchtgeschmack.«

»Wie lange, sagtest du, ist der Clown außer Gefecht?«, fragte Goldfisch.

»Eine Stunde.« Tannbert sah auf seine Uhr. »Jetzt noch fünfundfünfzig Minuten.«

»Dann los, zum Geisterschloss.« Goldfisch huschte als Erster ums Eck, gefolgt von Matti und dem Wichtel, der seine Trillerpfeife fest in der Hand hielt. Ihre Schritte knirschten, es klang hohl und laut in all der unheimlichen Stille, und als sie das Schloss fast erreicht hatten, polterte es, krachte, splitterte, und Matti blickte hinter sich, wollte Tannbert gerade fragen, doch er war verschwunden. »Goldfisch, warte mal!«

»Was ist denn noch?«

»Der Kurze ist weg.«

»Wir haben nicht mal eine Uhr. Bald ist der Clown wieder fit und Weihnachten im Eimer.«

»Hallo! Hallo! Ich bin hier unten!«, rief es plötzlich.

»Eingebrochen«, meinte Goldfisch und blickte auf das Loch im Boden. Matti kniete sich an den Rand. Tannbert rief, war aber nicht zu sehen.

Matti hatte zwar eine Schnur einstecken, aber die war zu kurz. Während er noch überlegte, ertönte ein Pfiff und augen-

blicklich tauchte ein anderer Wichtel auf, trug die gleiche Kleidung, hatte ein Funkgerät umhängen und über der Schulter eine Leiter, die hinten im Nichts zu verschwinden schien. Matti und Goldfisch guckten nicht schlecht.

»Tannbert?«, rief der Neuankömmling hinunter.

»Moosfried! Bist du das?«

»Ja!«

»Diesen Gang haben wir nicht auf unseren Karten«, rief Tannbert. »Bist du allein?«

»Steinlinde ist mit!«

»Ihr seid nur zu zweit!«

»Die anderen sind alle auf ihren Posten!«

Moosfrieds Funkgerät begann zu rauschen, eine verzerrte Stimme drang durch: »Hier Steinlinde, hier Steinlinde, sind wir endlich da. Ende.«

»Ich stehe vorm Loch. Du musst die Leiter jetzt aufrichten. Ende.«

Wie von Geisterhand richtete sich die Leiter auf und sauste Sprosse für Sprosse in das Loch hinab. Nachdem nur noch ein Stückchen aus der Kluft ragte, stand da Steinlinde. Gleiche Farben, von oben bis unten, nur dass sie Kopftuch trug und einen Rock. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn, kniete sich an den Rand und rief: »Tannbert, bist du okay?«

»Ja. Jetzt kommt runter. Wir haben nur noch dreiundvierzig Minuten!«

»Glück im Unglück, dass du eingebrochen bist, sonst hätten wir den Gang nicht gefunden«, rief Steinlinde und betrat die erste Sprosse.

Matti stellte keine Fragen weiter, nahm Goldfisch auf den Arm und kletterte hinterher.

Nach einem ziemlich langen Abstieg standen sie alle beisammen. Die Wichtel zogen große Laternen aus ihren kleinen Innentaschen. Matti knipste seine Taschenlampe an. Goldfisch verließ sich auf Nase und Ohren. In dem Gang roch es nach angesengtem Sirup. Tannbert ging voran, gefolgt von Moosfried, Matti und dem ständig schnüffelnden Goldfisch. Steinlinde machte den Schluss. Die Lichter der Gefährten sprangen von Wand zu Wand, strichen unter der Decke entlang. Links und rechts zweigten weitere Gänge ab. Von irgendwoher wimmerte es ganz schauerlich.

»Links oder rechts?«, fragte Tannbert. Alle sahen sich an. Goldfisch meinte: »Ist das hier eine Quizshow!«

Steinlinde erneuerte den Knoten an ihrem Kopftuch und sagte: »Ich bin mein Lebtag nie nach rechts gegangen, rechts hat mir schon immer Angst eingejagt.«

Tannbert guckte auf seine Uhr. »Noch dreiunddreißig Minuten, dann ist unsere Chance vertan.«

»Und Weihnachten Geschichte«, fügte Goldfisch an.

»Gut«, mischte sich Moosfried ein: »Steinlinde stammt aus einer linksdrehenden Wichtelfamilie, die gehen nicht nach rechts, obwohl links manchmal auch nichts bringt, geradeaus würde mir persönlich zusagen, weil ich nämlich aus einer Geradeaus-Familie stamme, und ...«

»... und ich stamme aus einer Jetzt-aber-los-Familie«, unterbrach Goldfisch.

Matti bog nach links ab und alle anderen folgten ihm. »Wenn du dich vertan hast«, meinte Goldfisch, der dicht hinter ihm her trippelte, »nimmst du allen Kindern Weihnachten weg.«

»Ich weiß. Aber ich habe ein gutes Gefühl.«

»Ihr und eure Gefühle.« Goldfisch hielt die Schnauze hoch und spitzte die Ohren. »Hört ihr das! Vorne links, zirka 89 Meter. Und unter meinen Pfoten grippelts.«

Alle sahen auf ihre Füße, und im Chor antworteten sie: »Jetzt, wo du's sagst.«

»Es brummt«, sagte Tannbert und lauschte. »Die Apparatur. Der Clown ist in der Nähe.«

Tannbert begann zu laufen. »Schnell! Mir nach!«

Die Lichter ihrer Laternen hüpfen hastig über den Gang. Je näher sie der rosaroten Tür kamen, desto stärker machte sich ein neuer Gestank bemerkbar. »Zuckerwattetasche«, sagte Tannbert.

Die Tür sah ziemlich massiv aus, in der Mitte ein großes Rad, drüber, in einer Reihe, vier beliebig angeordneter Zahlen.

»Zahlencode«, sagte Moosfried.

»9999«, erwiderte Tannbert, »ist naheliegend.«

»Naheliegend«, wiederholte Matti und begann die Zahlen, die auf weißen Steinen gemalt neben der Tür hingen, in das Fensterchen einzusetzen. Viermal die Neun. Das große Rad ließ sich nicht bewegen. Steinlinde und Moosfried kletterten auf Goldfischs Rücken und Tannbert auf Mattis Schulter, und dann versuchten sie es mit vereinten Kräften. Nichts. Steinlinde stützte das Kinn auf einen Finger und überlegte, und dann rief sie: »Ich hab's! Vielleicht die dritte Neun an die erste Stelle setzen.«

»Aber eine Neun ist doch eine Neun«, sagte Matti.

»Tu's einfach!«

Das Rad drehte sich erst langsam, ein Räderwerk setzte sich in Gang, mächtige Riegel fuhren dröhnend zur Seite, ein Klick, ein Klack, die Tür begann sich zu öffnen.

»Woher wusstest du das mit der Neun?«, fragte Matti Steinlinde.

»Richtungsfundierte, ungerade, nach links deduktiv abgeleitete Zahlen.«

»Ach so.« Matti machte den ersten Schritt hinein. Vorsichtig folgten ihm die anderen.

»Da sitzt er!«, sagte Tannbert plötzlich. »Oder das, was von ihm übrig ist.«

In der Mitte des Raumes stampfte und zischte eine riesige Apparatur. Der Mantel des Clowns hing in einer Vorrichtung, von der aus fünf dicke Schläuche kreuz und quer wegführten. Aus einem dicken Rohr quoll graugewordene Zuckerwatte. Die Schläuche pulsierten, und die Karos auf dem Mantel wurden mit jedem zischenden Pulsschlag heller.

Goldfisch hatte etwas gehört, trippelte nach hinten und rief: »Schnell! Hierher!«

Steinlinde wagte nur noch kleine Schritte, sie hielt sich an Moosfrieds Hosenträgern fest, Tannbert ging hinterm linken Bein von Matti, und der lief vorsichtig um die Apparatur herum. Goldfisch hatte die Vorderpfoten auf dem Rand eines Transportbandes.

»Das gib't doch nicht«, sagte Matti. Auf dem Band lag geknebelt und um den stattlichen Bauch gefesselt, die Augen hilfesuchend aufgerissen, der Weihnachtsmann. Matti holte sofort das Taschenmesser hervor und schnitt und schnitt und kappte alle Fesseln. Moosfried und Tannbert waren auf das Förderband geklettert und standen vor einer schwarzen, eckigen Öffnung, über der in Großbuchstaben geschrieben stand: KAUGUMMI ROT.

»Sag ich doch«, meinte Tannbert. »Der Clown wollte aus dem Weihnachtsmann Kaugummi machen.«

Sie halfen dem Weihnachtsmann herunter, und als er wieder sicher auf seinen Beinen stand, brach ein großer Jubel los. Die Wichtel klopfen sich auf die Schultern. Steinlinde drehte sich mit wehendem Rock im Kreis. Der Weihnachtsmann klopfte Matti auf die Schulter und Moosfried stieg auf Tannbert, um dem Weihnachtsmann auf die Schulter zu klopfen. Steinlinde klopfte Goldfisch auf die Schulter und nachher klopfte Moosfried Steinlinde auf die Schulter, dass sie gefährlich zu wanken begann, und der Weihnachtsmann, der seine Montur straffzog und die Mütze richtete, klopfte Tannbert und Moosfried auf die Schultern, dass die für eine Weile ganz schief standen: »Ich dachte schon, ich ende als Kaugummi«, sagte er. »Das werde ich euch nicht vergessen, ich danke euch!«

»Erst muss der Clown besiegt sein!«, rief Matti.

»Ihr geht mit dem Weihnachtsmann zurück!«, forderte er Steinlinde und Moosfried auf. »Bringt ihn aus dem Park.«

»Mein Schlitten steht im Eichenwald.«

»Nein, nein!«, widersprach Tannbert. »Wartet an der Leiter. Draußen ist es noch nicht sicher.«

»Was ist denn noch?«, fragte Goldfisch.

»So schnell gibt der Clown nicht auf, auch wenn er scheinbar geschlagen ist!«

Moosfried, Steinlinde und der Weihnachtsmann machten sich auf den Weg und waren bald im Dunkel des Ganges verschwunden. Matti, Goldfisch und Tannbert betrachteten das, was vom Clown in Wirklichkeit zu sehen war. Außer den weißen Handschuhen, die die Armlenken umklammerten, den Pantoffeln, in denen keine Füße steckten, und der in einem schrecklichen Lachen erstarrten Maske war nichts zu sehen. Kein Rücken, kein Bauch, keine Arme, kein Hals.

»Nicht viel übrig vom großen Zampano«, sagte Goldfisch.

Tannbert kam nach vorne gerannt und sagte zu Matti, indem er auf eine der Messuhren zeigte: »Das ist ein Süßograph! Ein Zuckermeter.«

»Aha«, sagte Matti und bemerkte, dass die Schläuche, die immer wilder auf dem Boden hüpften und sich schlängelten, beschriftet waren. Auf einem jeden stand, was er transportierte, von links beginnend: Radau – Bratwurstgestank – Nutella pur – Erdbeergeschmack super strong – Bauchschmerzen all inclusive. Und der letzte war beschriftet mit Ölplattform Olive KR 43 Nordsee Frittenöl.

»Dieser Betrüger«, sagte Tannbert und schüttelte sich.

»Seht mal!«, rief Goldfisch und zeigte auf die schwebende Fratze des Clowns. »Seine Mundwinkel zucken! Wie viel Zeit bleibt uns noch?«

»Elf Minuten«, antwortete Tannbert. »Zeit für Phase zwei! Jetzt machen wir ihm den Garaus.« Tannbert lief an die Seite, wollte den langen Hebel, der dort aus dem Boden ragte, betätigen und sagte: »Nun helft mir doch mal.«

Alle hängten sich an den riesigen Griff und zogen ihn Millimeter um Millimeter auf die andere Seite. Es machte Klack. Hoch oben über der Maschine, die unaufhörlich Energie in den Clownsmantel pumpte, wurde ein Grollen laut.

»Das Dach«, sagte Tannbert, und alle blickten nach oben. Dort ragte der Turm in den Himmel, ein Spalt im Dach wurde breiter, ein paar Sterne kamen zum Vorschein, dann das spitze Kinn des Mondes, der Himmel, frische Luft strömte herab, der Apparat begann zu stottern.

»Frische Luft verträgt er nicht«, sagte Tannbert. »Passt auf den Zeiger vom Süßometer auf!«

Der Zeiger sprang gerade auf ein grünes Segment.

»Matti, nimm dir den Mantel, und dann rennst du zur Leiter!« – »Aber ...?« – »Mach, Mantel genommen, wegelaufen. Goldfisch bleibt bei mir!«

Matti raffte den Mantel vom Gestell und verschwand im Gang, und augenblicklich ertönte ein markerschütterndes Sirenengeheul.

»Was ist das?«, fragte Goldfisch.

»So einer sichert sich!«, sagte Tannbert. »Seine Lego-Soldaten sind jetzt alarmiert und riegeln den Park ab.« Er nahm das Funkgerät und sprach: »Die 33 für die 88, bitte kommen.«

»Hier die 88!«

»Phasen zwei und drei einleiten, ich wiederhole, Phasen zwei und drei!«

»Was sind Phasen zwei und drei?«, fragte Goldfisch.

»Phase zwei«, erklärte Tannbert, »ist massives Feuer mit unseren Räucherkerzchen-Katapulten. Damit vertreiben wir die Lego-Soldaten und alle anderen Weihnachtsräuber. Phase drei ist das Platzieren einer Giga-Super-Monster-Waldmoos-Lavendel-Zimtapfel-Räucherkerze oben im Turm. Der geballte Duft der Weihnacht wird uns den Clown und seine Spießgesellen endgültig vom Hals schaffen.«

Goldfisch, der das mit den Phasen nicht richtig begriffen hatte, rannte los, schnappte sich die beiden Pantoffeln des Clowns, und Matti fragte später, was er damit vorhatte und er sagte: »Sicher ist sicher!«

Die Maschine war hörbar aus dem Gleichgewicht gekommen, spuckte lila Watte, die Schläuche schlugen auf den Boden, das freischwebende Clownsgesicht begann zu zittern.

Matti stand an der Leiter.

»Jetzt komm schon!«, drängelte Tannbert.

»Und die Phasen?«, fragte Goldfisch.

»Wir müssen erst aus dem Loch sein!«

Die Apparatur begann zu hüpfen, drei Schläuche platzten, bis weit in den Gang spritzten Nutella pur, ein Batzen Radau, der ziemlich Lärm machte, und allerhand üble Freude.

Alle hatten sich an der Leiter versammelt. Tannbert, der eindeutig das Kommando übernommen hatte, sagte: »Ich gehe rauf. Ihr wartet.« Er kletterte nach oben. Die Sirenen heulten. Tannberts Zipfelmütze war als erstes über dem Rand des Lochs zu sehen. Es folgten vorsichtig die Augen, und er sah, was er vermutete: Lego-Soldaten, die paarweise auf den Wegen patrouillierten, und grüne Krähen, die auf ihren Beobachtungsposten saßen. »Die 33 für die 88. Kommen!«, sprach er ins Funkgerät. »88 hört. Kommen!« – »Vorrücken!«

Aus dem Eichenwald, der den Park umgab, wurden unzählige Katapulte geschoben und in Stellung gebracht. Ihre Körbe waren randvoll gefüllt mit brennenden Räucherkerzchen, hunderte dünne Rauchfähnchen stiegen auf.

»Vorerückt!«, kam es aus dem Funkgerät.

»Feuer!«, rief Tannbert und ging in Deckung. Ein wahrer Schwall aus Räucherkerzchen wurde mit einem Mal rund um den Park abgefeuert. Die Schweife der in weitem Bogen fliegenden Weihnachtsduft-Geschosse schnitten den Himmel sofort in Streifen. Die Lego-Soldaten verzogen ihre Plastikgesichter und starrten hinauf. Noch ehe die Krähen reagieren konnten, wurden sie mit Kiefernadel-, Myrrhe- und Weihrauchduft von ihren Plätzen gefegt, ließen sämtliche Federn und zersprangen in grüne Schnipsel, die der Wind in alle Richtungen blies. Einige Lego-Soldaten hatten sich hinter Deckungen geworfen,

doch viele schafften es nicht mehr, hielten sich die Nasen zu und rannten laut schreiend davon. Tannbert verfolgt das Geschehen, sah auf die Uhr, nahm das Funkgerät und rief: »Feuer!«

Die nächste Welle von Räucherkerzengeschossen wurde auf den Weg gebracht.

Während die Lego-Soldaten wild durcheinanderrannten und um Hilfe schrien, beschrieb die zweite Welle einen noch größeren Bogen und schlug mitten unter den Flüchtenden ein.

Der ganze Park roch nach Weihnachten. Tannbert kletterte aus dem Loch. Die anderen hinterher. Aus dem Turm drang rosaroter, dicker Qualm. Die Erde erzitterte unter dem Stampfen der außer Kontrolle geratenen Apparatur. Alle Rohre und Schläuche, die den Park speisten, rissen, platzten und schwangen wie Peitschen durch die Luft.

Als alle herausgeklettert waren, sagte Tannbert: »Und jetzt geben wir ihm den Rest.«

»Gute Arbeit«, sagte Matti.

»Nicht schlecht«, meinte Goldfisch.

Steinlinde und Moosfried umarmten sich lange. Tannbert nahm das Funkgerät, überblickte noch einmal die Lage und sagte: »Giga-Super-Monster-Räucherkerze in Stellung bringen!« Er zeigte auf eine Lichtung, die den weißgewellten Waldrand unterbrach. Dort oben kam jetzt eine monströse Schleuder zum Vorschein. Sie war mindestens drei Etagen hoch. Überall auf dem gewaltigen Gerüst kletterten, liefen und betätigten sich unzählige Wichtel, und dann blieb Matti der Mund offen stehen, als er in einem überdimensionalen Korb die Giga-Super-Monster-Weihnachtsduft-Räucherkerze erblickte.

»Die ist ja so hoch wie Großvaters Haus!«, rief er.

»Ein ganzes Jahr Arbeit«, sagte Tannbert stolz.

Eine dicke Weihrauchsäule stieg träge in die Luft. Tannbert sprach ins Funkgerät: »33 für die 88. Kommen!« – »88 hört!« – »Sechshundert Meter. Zwei Strich links.« – »Sechshundert Meter zwei Strich links«, wiederholte eine Stimme. – »Windgeschwindigkeit dreieinhalb.« – »Verstanden. Windgeschwindigkeit dreieinhalb.« Tannbert hob den Arm. »Abschuss!«

Die straffgezogenen Seile wurden gekappt. Ein Geräusch wie ein gewaltiger Peitschenhieb knallte über den Park, von den Bäumen rieselte Schnee, ein paar Eiszapfen brachen, die Schleuder hüpfte durch die Wucht nach vorn, die Wichtel hielten sich an den Geländern fest, die Giga-Super-Monster-Weihnachtsduft-Räucherkerze löste sich und stieg wie eine Rakete in den Himmel. Durch den immensen Gegenwind legte sich der Rauch eng an die Kerze, ein Fauchen schnitt in den Nachthimmel, und dann war sie nicht mehr zu sehen. Matti guckte durchs Fernglas, alle anderen blickten nach oben und Goldfisch fragte: »Wo ist sie hin?«

»Keine Panik.« Tannbert stieß Goldfisch mit dem Ellenbogen in die Seite, nickte und sagte: »Da kommt sie.«

Tatsächlich wurde erst die rauchende Spitze sichtbar, die sich gegen den Turm geneigt hatte, dann die ganze Kerze, wie sie sich unter schrillum Pfeifen ihrem Ziel näherte. Ein paar Sekunden hielten alle die Luft an. Dann krachte das Weihnachtsgeschoss passgenau in die Dachöffnung des Turms, blieb dort stecken, und Tannbert, zufrieden mit seinen Berechnungen, sagte ins Funkgerät: »Kerze platziert! Zweite Treibladung zünden.«

»Zweite Treibladung gezündet!«, kam es zurück, und augenblicklich stand das gesamte Schloss unter Weihrauch, aus

allen Ritzen und Rissen und Löchern quoll der Duft der mächtigen Räucherkerze.

»Und jetzt nichts wie weg!«, rief Tannbert, lief in Richtung Waldrand und alle anderen hinterher.

Tausende Wichtel lagen sich in den Armen, jubelten und sangen Weihnachtslieder, riefen: »Hoch lebe der Weihnachtsmann!«, und Matti musste an den Großvater denken. Der müsste jetzt hier sein! Was nützte denn die ganze Weihnachtsrettung, wenn der Großvater nicht da war?

»Matti! Matti!« Tannbert wedelte mit der Hand vor Mattis Gesicht herum. »Hallo!« Matti konnte nicht antworten. Die Bilder trogen, Tannbert war viel zu groß. »Matti! Kannst du mich hören!«, immer wieder sein Name. Er war doch hier, sah hinüber, die Riesenräucherkerze war abgebrannt, rosarote Karos schossen aus dem Turm, zerbarsten als graue, winzige Flocken, die nichts anderes mehr waren als schmutziger Schnee.

»Matti! Nun sag doch was!« Der Großvater. Da war er doch! Er sah fast aus wie Tannbert, nur größer und ohne Zipfelmütze. Der Sternenhimmel war ziemlich nah, und genau neben dem Gesicht, das aussah wie Großvaters, hing der Rodelplanet. Was war gleich mit dem gewesen, und warum war es so kalt auf der Stirn? Schnee, lag er noch immer im Schnee?

»Großvater«, flüsterte Matti.

»Was wolltest du denn mit dem Hocker auf dem Bett?«

Matti kam langsam hoch, sein Kopf schmerzte, aber der Weihnachtsmann, Moment, was war mit dem Weihnachtsmann, und jetzt erinnerte er sich an die Einzelheiten, der Weihnachtsmann war gerettet, der Clown pulverisiert.

Großvater half ihm auf den Stuhl. »Geht's wieder?«

»Der Weihnachtsmann, Großvater, das muss ich dir erzählen.«

»Erst ruhest du dich mal aus, das hätte ja böse ausgehen können.«

»Ja«, entgegnete Matti, »wenn die Wichtel mit der großen Räucherkerze nicht getroffen hätten, dann hätten wir verloren.«

Der Großvater zündete alle Kerzen an, und wegen des Ausnahmezustandes, wie er betonte, gab es auch noch zwei, drei Weihnachtsplätzchen. Omas Sternenhimmel funkelte.

In der warmen Stube saßen sie nachher an ihrem Liebblingstisch und knabberten Plätzchen, ein Kinderchor sang Weihnachtslieder, und der Großvater zupfte einen kleinen lila Fetzen aus Goldfischs Fell.

»Lila Zuckerwatte«, rief Matti gleich, »also das war so, als wir in dem unterirdischen Raum bei der Zuckerwattemaschine ...« Und er erzählte die ganze Geschichte, und Goldfisch bellte zwischendurch, und der Großvater staunte. Besser hätte er das auch nicht vortragen können, das hat er von mir. Und gerade, als er das dachte, polterte es im Hof, Schritte knirschten durch den Schnee, eine Tür knarrte. Der Großvater erschrak, hatte doch der alte Oppermann am Telefon gesagt, heute keine Geräusche machen zu können. Wer sollte das denn sein? Matti und Goldfisch aber standen bereits am Fenster und sahen hinaus. »Der Weihnachtsmann«, sagte Matti.

»Wahrscheinlich«, meinte der Großvater etwas verdutzt und wusste nichts weiter zu erwidern. Er stellte sich hinter die beiden, öffnete das Fenster und aus irgendeiner Ecke hörten sie jemanden sagen: »Gut, die Adresse stimmt.«



## RÄUCHERMANNJUNGE FRED

**R**äuchermannjunge Fred lebte mit seinen Eltern und vielen anderen Leuten auf einem Eisenbahnbrett in der kleinen Stadt Seiffen. Auf dem schneeweißen Gewand des Winters funkelte der Ort wie eine rubinrote Anstecknadel, was darüber hinwegtäuschte, dass gerade in den letzten Wochen des Jahres, wo in anderen Städten Mensch und Maschine zur Ruhe kamen, es in Seiffen erst richtig losgeht und viel neues, winterlich Weihnachtliches gebaut wurde. Es entstanden verschneite Wege, schnurgerade, kaum beräumte Straßen, runde, vereiste Kurven, schmucke Häuser, die sich Eiszapfengirlanden um die spitzen Hüte gelegt hatten, blankpolierte Schienen mit modernen Weichen, die neuerdings sogar gestellt werden konnten.

Die Weihnachtsbäume, die woanders Jahrzehnte brauchten, um in den Himmel zu ragen, wuchsen hier samt Baumschmuck und Beleuchtung in nur wenigen Stunden. Diesbezüglich hatte der Direktor der hiesigen Baumschule in seiner alljährlichen Weihnachtsbaumschulenpressekonferenz nicht ohne Stolz erklärt, dass prinzipiell nur talentierte Weihnachtsbäume eingeschult würden, keinesfalls schon schief und krumm veranlagte, oder solche, die nicht einmal wüssten, wie Symmetrie

geschrieben werde. Allerdings hätte man für die Brennholzkandidaten betreute, letzte Ruhestätten am Stadtrand eingerichtet. Seit ihrer Gründung war die Stadt enorm gewachsen. Eine beachtliche Anzahl unterschiedlichster Leute hatte sich hier schnell beheimatet. Und immer noch stiegen Durchreisende, die nur umsteigen wollten, aus den Zügen, guckten, staunten und blieben. Dazu zählten in erster Linie Räucher- mannfamilien, die in vielen Berufsgruppen tätig waren und nebenher für weihnachtliche Düfte sorgten: Bergmanns- familien, die vornehmlich um den Silberberg herum wohnten, Nussknackerinnen und Nussknacker, die hauptsächlich fürs Ordnungsam tätig waren und viele mehr. Auch Engel, denen Mietwohnungen im Himmel zu teuer geworden waren, weil die gefürchtete Immobilienfirma Teufel&Söhne immer mehr expandierte, machten sich samt ihren Weihnachtengelkindern und Weihnachtengelkelkindern auf, um im Minutentakt auf dem Seiffener Weihnachtseingeflughafen zu landen und das begehrte Bleiberecht zu beantragen. Natürlich waren auch Schneemannfrauen und Schneemannmänner aus der Stadt nicht mehr wegzudenken. Sie wohnten draußen in der Schneemannsiedlung. Man hatte ihre Häuser extra in den Schatten gebaut, hauptsächlich mit Erdgeschosswohnungen und durchweg Nordterrassen. Außerdem gab es zwei unerschrockene Nacktbadefamilien, die im Winter, war er noch so klirrend und schneereich und stürmisch, in ausgelassener Runde im FKK Bereich um den gefrorenen Badeteich herum saßen. Und sieben Straßenarbeiter, die schon ewig, ihre Hände in den großen Hosentaschen, hinter einer Baustellenumzäunung in ein und dasselbe Erdloch starrten, worüber vorbeikommende Passanten immer schon die Köpfe schüttelten. Eine überschaubare

Feuerwehrbesatzung löschte seit zehn Jahren ein und denselben Brand, zahlreiches Zugpersonal piffte in zahlreiche Pfeifen, weil sich immer dieselben unbelehrbaren Reisenden immer wieder zu nahe an denselben Bahnsteigkanten aufhielten. Ein zotteliger Hund hing seit zwei Jahren an einer Straßenlaterne, ein einarmiger Schrankenwärter kurbelte an einer Halbschranke eine halbe Schranke nach unten, und der Bürgermeister wurde nicht müde, vom Balkon des Rathauses dem Volk zuzuwinken, obwohl das Volk am anderen Ende des Marktplatzes dem Weihnachtsmann zuwinkte.

Dem Bürgermeister winke eigentlich gar niemand, sagte Fred zu seinem Vater, als sie einmal über den Marktplatz liefen. Das mache dem Bürgermeister nichts, der sei Politiker, erwiderte der Vater. Schon wenn Politiker geboren würden und den Klaps auf den Hintern bekämen, würden sie nicht schreien, sondern winken. Fred blickte zum Vater auf und fragte, warum die Leute nicht den Weihnachtsmann zum Bürgermeister wählten, dann würden sie auch zurückwinken. Da müsste der Bürgermeister den Weihnachtsmann machen, sagte der Vater, ein Bürgermeister verschenkt aber nichts, drehe es jedoch so, dass die Zeitung schreibt, dass er nur zum Wohle des Volkes nichts verschenke. Kann man den Balkon nicht abmachen?, fragte Fred. Könnte man schon, sagte der Vater, aber auf der anderen Seite des Rathauses ist auch noch einer, die Welt ist voller Balkons, man müsste die Politiker wegmachen.

Als Fred in die vierte Klasse gekommen war, fragte er seinen Vater, wie das Eisenbahn Brett, auf dem sie lebten, entstanden sei, wo die Leute herkämen, die Lokomotiven und der Teich hinter ihrem Haus. Darauf hatte der Vater gehofft, denn sein Junge war jetzt in dem Alter, in dem er in der Schule am Rauch-

unterricht teilnehmen würde und im Zuge dessen über die Entstehungsgeschichte seiner Heimat Bescheid wissen sollte.

An einem Sonntagvormittag nahm der Vater Fred an die Hand und stieg mit ihm zur Bodenkammer hinauf. Aus einem Regal zog er ein Buch und blies den Staub vom Deckel. Vorne drauf, in einem goldgerahmten Oval, war ein halber Mann abgebildet, dessen Bauch zwischen gelben Hosenträgern klemmte. Er trug eine rote Fliege über einem grünkarierten Hemd und hatte eine Glatze.

»Das hier, mein Sohn«, sagte der Vater feierlich und schlug das Buch auf, »ist das neue Brettament.«

»Gibt es auch ein altes?«, fragte Fred gleich.

»Ja, gab es«, erwidert der Vater, »aber du kennst doch Mutter, die bringt Altpapier immer gleich weg. Also hör zu«, und dann begann er aus dem Buch vorzulesen:

»Am Anfang schuf der Herr Gottfried«, dabei tippte er auf das Bild auf dem Deckel, »das hier ist er -, also am Anfang schuf der Herr Gottfried das Brett. Das Brett war aber wüst und wirr, Finsternis lag über dem Holz, und des Herrn Gottfried Antlitz, weil er zuallererst, noch vor den Bergen und den Tälern und den Schienen, Teiche auf dem Brett verteilen wollte, aber nicht wusste wie, denn Wasser, so verriet ihm seine Eisenbahnjünger bei einem Abendmahl im Vereinsheim, sei geneigt zu fließen, würde jedoch dringend und noch vor allem anderen gebraucht, um die Kessel der Lokomotiven nachzufüllen. Am sechsten Tag, an dem es höchste Zeit ward, wenigstens einen Teich auf dem Brett zu montieren, der Herr Gottfried aber fast nichts mehr sahete, weil sein Kopf von der Denkeri dermaßen rauchete, erschien ihm der Teichbauengel Daniel, der bereits im dritten Zylinderbrief Erwähnung fand,

und er sprachet: Herr Gottfried, versenktest du Wasser in einem Gefäß und versenktest du das Gefäß in einem Loch, welches du sägstest in das Eisenbahnbrett, werde dort ein Teich. Herr Gottfried war von solch himmlischem Wissen sehr beeindruckt, spuckte in die Hände und wollte loslegen. Doch da sprachet Daniel: »Herr Gottfried, du siehst doch gar nichts, du vergaßest das Licht, und nachher solltest du ein paar Leute schöpfen, die können die Teiche selber bauen, du brauchest vor allem Räucherleute, es ist doch eine Weihnachtsschöpfung, oder bin ich hier falsch, da kann ich das auch selber machen.«

»Jetzt schon das Licht?«, fragte der Herr Gottfried.

»Wann denn sonst? Du hast nur sieben Tage Zeit. Ruf doch erst Mal.«

»Wonach?«

»Nach dem Licht.«

Der Herr Gottfried dachte, albern, nach Licht, zu rufen, aber bitteschön und er rief: »Licht, kommst du?«

»Mann««, sagte Daniel, »Licht kommt nicht, Licht wird«, und der Herr Gottfried probierte es noch mal und rief: »Es werde Licht«, und sich da, sogleich springet die Doris herbei, des Herrn Gottfried flinke Gattin und schaltet das Licht ein. Im Weggehen verkündigte sie: »Machet nicht so lange, Mittagessen ist gleich fertig.«

Daniel sagte: »Schön und gut, aber Licht und Finsternis sind noch zu nah beieinander, da müsset noch was gehen«, und der Herr Gottfried nahm beide Hände und schied alles Licht noch schnell von aller Finsternis. »Fertig«, sagte er, und siehe da, links ward nur noch Licht und rechts nur noch Finsternis. Daraufhin begann er einen Räuchermann zu schöpfen, was ihm

ziemlich leicht von der Hand ging, war er doch selbst leidenschaftlicher Pfeifenraucher.

›Du brauchst auch eine Räuchermannfrau‹, sprach der Engel, ›oder wollest du, dass der arme Mann ohne Sünde bleibt.‹

Herr Gottfried schöpfte eine Räuchermannfrau. Im Prinzip aber lag ihm das Frauenschöpfen nicht. So schusterte er sehr schnell und nicht bei der Sache ein Weib zusammen, was man dem Weibe auch ansah, und als er sie aufs Brett niederstellte, erschrak der Räuchermann gar bitterlich. ›Der krieget sich schon wieder ein‹, sagte Daniel, ›mach weiter.‹

Herr Gottfried stöhnte und begann ein paar Nichträuchermänner zu schöpfen, Nussknacker, Weihnachtsmänner, Nikolaus, Wichtel, einen Pfefferkuchenmann, der echt abgebissen aussah, und einen Lokführer. ›Muss ich da noch eine Lokführerin machen?‹, fragte er den Engel.

›Der soll sich selbst kümmern, wir brauchen noch einen Bergmann, einen Schneemann, wegen der Winterlandschaft, ach, und einen Bäcker, Gebackenes gehet immer, nu mach.‹

Nach einer halben Stunde, Doris hatte schon dreimal gerufen, war Herr Gottfried der festen Überzeugung, dass es nichts Langweiligeres gebe, als Leute zu schöpfen, da könnte man eher noch drei Teiche machen. Daniel inspizierte unterdessen die Räuchermänner, die auf einem Stapel lagen, und staunte nicht schlecht, wie stattlich sie doch geworden sind. Danach beguckte er sich die Nichträuchermänner, schüttelte den Kopf und sagte: ›Nee, mein lieber Herr Gottfried, die gehen eigentlich gar nicht.‹

›Du nervst‹, sagte Herr Gottfried, ›außerdem habe ich vom Schöpfen die Nase voll, ich bin erschöpft.‹

Daraufhin rief der Teichbauengel empört, er, Herr Gottfried, solle seinen Mist selbst machen, zeigte dem Schöpfer einen Vogel und flatterte davon.

›Gott sei Dank‹, sagte da der Herr Gottfried, ›nun lass ich die Leute selber machen. Warum habe ich sie denn nach meinen Ebenbild erschaffen? da sind sie talentiert, klug und fleißig und erfinderisch und höflich und liebenswert, sollen sich mit dem Teich mal was einfallen lassen.‹ Außerdem rief Doris hörbar zum letzten Mal, das Essen würde kalt.‹

Der Vater klappte das Buch behutsam zu. Als sie wieder in der guten Stube saßen, wollte Fred noch wissen, wieso seine Stadt Seiffen hieße. Das sei eine andere Geschichte, sagte der Vater und begann, sie zu erzählen. Fünf der geschöpften Leute hätten sich auf die Suche nach der Weihnacht gemacht, irrten durch die frisch gebaute Modellbahnlandschaft und wären in deren Mitte aufeinandergetroffen.

Ein Bergmann mit dünnen Rändern am Hals, ein Räuchermann mit einer braungerauchten Nase, eine Schneemannfrau, deren Kleid Schnee von gestern war, eine bleiche Bäckerin, von der man meinte, sie sähe sehr krank aus, dabei hatte sie nur ständig Mehl im Gesicht, und ein Lokführer, der unter Öl und Ruß aussah wie ein glänzender Fleck mit Mütze. Hier sehe es nach Weihnachten aus, befanden sie einstimmig, man könne eine schöne Stadt gründen. Zuerst, sagte der Lokführer, brauchen wir einen Namen, sonst weiß ich nicht, wohin ich fahren soll. Silberstadt, rief der Bergmann, der hier Silber vermutete. Zu kitschig, rief die Schneemannfrau. Oder Eisenbahnstadt, sagte der Lokführer. Quatsch, sagte die Bäckerin, Stollengrün, das würde passen. Nein, rief der Bergmann, Silberthal, das klingt gut. Wir stehen aber auf einem Hügel, sagte

der Lokführer, wie wärs mit Lokführergleisenaugrünwitz. Das ist doch viel zu lang, bevor das ein Tourist gelesen hat, ist sein Urlaub um. Ich hab's, rief der Räuchermann, Rauchenau. Nein, Schneemannsfrauruh, sagte die Schneemannfrau. Das wäre gut, sagte der Bergmann, dann müsstest du endlich mal still sein. Selber, erwiderte die Schneemannfrau und verschränkte die Arme.

So redeten alle bis in den Abend durcheinander und stritten. Plötzlich guckte der Lokführer einen jeden an, und sagte, ihr seht vielleicht aus. Wie aussehen, fragten alle im Chor. Na, schmutzig und staubig und angeraucht. Musst du gerade sagen, du bist ganz mit Schmiere beschmiert. Wir bauen einen Teich und waschen uns, schlug die Bäckerin vor, und die anderen sahen sie überrascht an und riefen, hier ist der Boden ganz schief, da läuft der Teich aus, außerdem haben wir keine Seife. Dieses letzte Wort hallte nach. Es stand über der kleinen Gruppe groß und bedeutend. Alle schwiegen auf der Stelle und guckten sich an. Seife. Der Bergmann sagte, Moment, wir sind doch zu fünft, da brauchen wir Seiffen. Eine reicht doch aus, sagte der Lokführer, und wenn es ein kleines Stück Seife ist, erwiderte die Schneemannfrau, da hat der Bergmann recht. Außerdem, fügte die Bäckerin hinzu, möchte ich mir mit euch kein Stück Seife teilen. Da sind wir schon zu zweit, sagte der Schneemann, also zwei Seiffen oder gar nix. Und plötzlich stellte der Bergmann seine Kerzen ab, die Bäckerin klatschte sich auf ihre weißen Wangen, dass es stiebte, der Räuchermann verschluckte eine Rauchwolke und hustete, und der Lokführer fuhr sich mit seinen öligen Händen aufgeregt über die Glatze. Kaum zu glauben, aber die ungewaschenen Gesichter erhellten sich allesamt, wenn auch noch ziemlich dunkel. Alle dachten denselben Ge-

danken, fielen sich auf der Stelle in die Arme und jubelten und hüpfen im Kreis und riefen:

Unsere Stadt soll Seiffen heißen!

Nach einer Weile der Freude machte die Schneemannfrau den Vorschlag, sofort ein Ortsschild zu malen, denn ein Ort beginne mit einem Ortsschild, daraufhin bat sie um ein Schild und einen Stift. Der Bergmann kramte in seinen Taschen und fand tatsächlich ein Ortsschild. Die Bäckerin entdeckte in ihrem Kittel rechts tatsächlich einen Stift. Die Schneemannfrau leckte den Stift an, sah in die Runde, hob den rechten ihrer schnee-weißen Zeigefinger und meinte, mal hergehört, man müsse Seiffen in dem Falle, also in der Mehrzahl, mit doppeltem F schreiben.

Wieso?, fragte der Bergmann. Weil, ganz einfach, erwiderte die Schneemannfrau, in zwei Seiffen, also Seiffen, zwei F stehen, die in einem Wort untergebracht werden müssten, wo solle man schließlich mit dem Rest F hin. Alle nickten. Nur der Lokführer kratzte sich hinter der Glatze und sagte, das würde bedeuten, man hätte bei achtzehn Seiffen, zum Beispiel, sechzehn F's übrig? Die Schneemannfrau holte ein kleines Buch aus der Tasche, blätterte und las den Abschnitt F-Regel vor.

Ein doppeltes F erhebt die Einzahl der Seife in die Mehrzahl der Seiffen. Die mehrzählige Mehrzahl wird von keiner Regel unterstützt, das wäre ja bescheuert, gäbe es noch mehr Zahl als die Mehrzahl, die ist ja schon mehr Zahl, das wäre die Viel-mehrzahl, und die kommt bei einem Wort wie Seiffen nicht zur Anwendung. Außerdem, Herr Lokführer, fügte die Schneemannfrau an, bekäme jemand, der achtzehn F's hintereinander sprechen müsste, keine Luft mehr. Wir können doch nicht jedes Mal, wenn jemand im Seiffengeschäft meinetwegen achtzehn

Seiffen verlangt, den Rettungsdienst holen. Alle schüttelten den Kopf und der Lokführer sagte, das leuchtet ein.

Wer hat denn das tolle Buch verfasst, fragte der Bergmann.

Ich, gestern, erwiderte die Schneemannfrau.

Toll, meinte der Bergmann.

Sie rammten das Schild in den Boden, freuten sich noch mal riesig und zusammen und tanzten drumherum. Als alle ziemlich außer Puste waren, keuchte der Bergmann, sein Bruder sei ein Seiffenfabrikarchitekt, den würde er sofort anrufen, was die anderen für eine sehr gute Idee hielten. Der Seiffenfabrikarchitekt reiste mit seinem Gefolge auch kurz vor Weihnachten an. Als der Zug einfuhr, er aus dem Fenster blickte und die Leute sah, wie sie herzlich die Arme ausbreiteten, rief er ihnen zu, sie sollten fernbleiben, so etwas derart Ungewaschenes hätte er nie zuvor gesehen.

Die Stadtgründer hielten fortan Abstand, und der Seiffenfabrikarchitekt machte sich an die Arbeit. In beinahe Rekordzeit entstand auf einem extra dafür hergerichteten Gewerbegebiet das VEB Seiffenkombinat Roter Schaum Werk I. Nachdem die Stadtgründer sich mit mehreren Seiffen gewaschen hatten und geschniegelt und gebügelt ihrer Arbeit nachgingen, warben sie auf Schritt und Tritt für ihre mittlerweile blitzblanken Stadt und ihre tollen Seiffen, die täglich vom Band liefen, und siehe da, eine Menge sauberer Leute kamen angereist, um ihr Glück zu versuchen, machten sich sesshaft und nützlich. Das Schienennetz wurde umfänglich ausgebaut, um den Andrang der Einwanderer zu bewältigen. Die fünf berühmten Gründerväter, wie es später in der Historie zu lesen sein würde, übernahmen führende Funktionen im Rathaus. Der alte Räuchermann wurde Beauftragter für neu zugereiste Raucher, wobei er, ohne es an

die große Glocke zu hängen und unter der Hand, die Nichtraucheranträge auf Wohnraum immer wieder unter den Stapel schob und sagte, warten Sie, bis Sie an der Reihe sind. In der Stadtverordnetenversammlung war man mit fünf von fünf Stimmen dafür, dass stets darauf geachtet werden müsse, die Anzahl der Nichtraucher in Grenzen zu halten und diese Leute außerhalb des Zentrums anzusiedeln, um der Attraktivität der Stadt nicht zu schaden und womöglich den Weihnachtstourismus dauerhaft zu gefährden.

Das sei viele Jahre her, sagte der Vater schließlich und zündete sich eine Pfeife an. Räuchermannjunge Fred fand die Geschichte spannend, das war schon ulkig mit den Seiffen, aber warum gerade die Qualmis, wie die Räuchermänner in Freds Klasse genannt wurden, im Stadtzentrum ihr Unwesen treiben durften und die, die frische Luft bevorzugten, draußen bleiben sollten, nahm er nicht so ohne Weiteres hin, wie noch die Kinder weit vor seiner Zeit. Jedenfalls war die Stadt von bereits drei Generationen gutgeschulter Weihnachtspersonals zu einem leuchtenden, weit über die Lande bekannten und gutbesuchten Zentrum der schönsten Zeit des Jahres geworden.

In gigantischen Hallen wurden turmhohe Pyramiden gebaut. In vielen kleinen Zulieferbetrieben stellten Kerzenmacher kunstvolle Kerzen her, auch jene, die von dem dafür ausgebildeten Personal fachgerecht in den Händen und auf den Köpfen getragen wurden. Von den Bergmännern wurde Silber aus dem Silberberg geholt, um außergewöhnlich glitzerndes Lametta herzustellen oder glänzende Baumkugeln, die Bergmannfrauen an einem langen Tisch auf Hochglanz polierten. Schneemänner bedienten neuerdings die Skilifte und stellten ihre Kinder in Schneelöcher, damit die Rodler nicht hineinfuhren. Ein sehr

berühmter Weihnachtsbaumlehrer wurde für die hiesige Weihnachtsbaumschule gewonnen und sorgte für blitzgescheiten und sehr stattlichen Weihnachtsbaumnachwuchs. Die Bäckerin hatte eine Weihnachtsgebäckbäckereifilialenkette gegründet, in deren Backstuben geknetet, gezuckert, ausgerollt, ausgestochen und gekostet und schließlich bis in die äußersten Ecken des Eisenbahnbretts ausgeliefert wurde. Frauen saßen in den warmen Stuben und häkelten und stickten und klöppelten, zauberten aus allerhand Stoffen wahre Kunstwerke, und die zahlreichen Mitarbeiter der Weihnachtsbahn sorgten für reibungslosen Weihnachtsbahnreiseverkehr. Nicht zu vergessen, wurde im VEB Roter Schaum dieses Jahr die vielfach prämierte und erstmals nichtschäumende Weihnachtsseife SCHAUM-FREI-für-Zwei auf den Markt gebracht. Seiffenkritiker nannten sie eine gelungene Kreation aus Sinnlichkeit und Beifuß in cremigem Kakao mit Majoranbestandteilen und frischer Pfefferminze auf der Basis einer von biologisch angebauten und fair geernteten Erdbeeren rot eingefärbten Gänseleberpastete. Der Hersteller versicherte zudem, dass die Seife nach der Körperpflege ohne gesundheitliche Bedenken auch zum Verzehr geeignet sei.

An den Feiertagen liefen die fleißigen Bewohner des geschäftigen Ortes zur Höchstform auf, indem sie einfach nur herrlich rauchten, strahlten, sangen und Instrumente spielten, die weit über die Stadt hinaus, gar bis ans Ende der Modelleisenbahn zu hören waren. Doch obgleich die Traditionen der Weihnachtszeit, vornehmlich von den Räuchermännern und -frauen seit der Gründung sorgsam gelebt, gepflegt und festlich beraucht und weitergegeben von Generation zu Generation, rümpften, scheinbar plötzlich und aus keinem Grunde, ein paar

heranwachsende Räuchermannkinder ihre kleinen Nasen. Angeblich würde der ständige Qualm, der durch die Straßen und über die Plätze zog, in den Augen tränen und den Hälsen kratzen. Ärzte waren ratlos und schüttelten die Köpfe. Derlei Symptomatik könne keinesfalls durch den als absolut ungefährlich eingestuften Rauch entstehen. Und die Alten, die dachten, sie hörten nicht recht, rauchten gerade, was die Pfeifen hergaben, und schimpften und grummelten an jeder Ecke. Auf den Bänken vorm Räuchermannseniorenheim *Abendrauch* schüttelten die Räuchermannrentner ihre kahlen Köpfe, schnalzten mit den Zahnprothesen und fragten, was das für eine Zeit sei, wie schlimm es noch kommen könne, hätten sie doch als Kinder ihren Spaß gehabt, durch Rauchringe zu hüpfen oder als passive Raucher spielerisch an aktive Zeiten herangeführt zu werden, und was sie für gute Noten gehabt hätten, damals im Rauchunterricht. Was sei das für eine unbeschwerte Zeit gewesen, als sie mit Eltern in den Ferien unterwegs waren, die schweren Tabaksbeutel tragen durften oder aufhalten, oder wenn sie sich stritten, wer die Asche wegbringen oder die Pfeifen reinigen durfte.

»Es liegt an diesen schrecklichen Eltern«, sagte der Räuchermann Winfried und schlug auf seinen Rollator. »Es sind die Nichtraucher«, rief die Räuchermannfrau Magda, »intolerant allesamt, oder hat sich ein Raucher je über einen Nichtraucher beschwert, nein, hat er nicht, und wir leben trotzdem mit ihnen, auch wenn es nicht einfach ist.« Niemals, drohten die Rauchervereine und Klubs, niemals lassen wir uns den Tabak aus den Pfeifen nehmen.

So kam es vor, dass sich die Kinder auf ihrem Schulweg an den Händen hielten, um in einer langen Reihe im Rauch nicht

verlorenzugehen, wenn sie die Häuser abtasteten, um ihre Schule zu finden oder ihr Zuhause.

Fred, einer der eifrigen Nichtraucherquerulanten, und die meisten seiner Freunde hatten ihre Eltern noch nie richtig zu Gesicht bekommen. Prinzipiell, so hatte es Herr Schwaden, der hiesige Lehrer für soziales Rauchen und Rauchwarenkunde den Schülern anempfohlen, sei es von Vorteil, wenigstens grob zu wissen, wie die Eltern aussehen. Tatsächlich war es vorgekommen, dass Fred, wenn er nachhause kam und an der Wohnungstür klingelte, seine Mutter in dichtem Rauch stehend die Tür öffnete und sagte, wir kaufen nichts. Anfangs war Fred ziemlich sprachlos, aber er gewöhnte sich dran und sagte, Mama, ich bin's schon wieder. Diese verwirrenden Momente, ein ständiges Kratzen im Hals, Tränen in den Augen, und dass sein Vater nach jeder Treppenstufe vierzehn Tage ausruhen musste, veranlassten Fred, sich selbst zu versprechen, niemals mit dem Rauchen zu beginnen. Traditionen hin oder her.

Es war eine Woche vorm Heiligen Abend. Die Mutter rief aus der Küche, Fred solle sich beeilen. Er wusch sich, putzte Zähne, zog seine Latzhosen an, den dicken blauen Pullover drüber, die gelbe Pudelmütze obendrauf, machte sein Bett, nahm die Schultasche und stieg nach unten. Vater war schon weg. Er arbeitete in der Tabakspfeifenfabrik als Testraucher, Mutter hingegen war in der Seiffenfabrik erste Kontrolleurin in der Seiffenschaumendmontage. In der Vorweihnachtszeit lief die Produktion auf Hochtouren. Als Fred in die Küche kam, saß die Mutter am Ofen und rauchte ihre Morgenpfeife. Hinter den dicken Schwaden war sie wiederum kaum zu sehen. Zwischen zwei Zügen nahm sie immer einen Löffel Heidelbeerma-

racujamüсли, trank einen kräftigen Schluck vom stets frisch-gepressten Orangensaft, gesunde Ernährung war ihr Steckenpferd, zog wieder an der Pfeife und sagte zu Fred, er solle nicht so viel Zucker an die Haferflocken machen, denn Zucker sei ungesund.

»Ich weiß«, sagte Fred, und weil er kräftig husten musste, rutschte ihm raus, »rauchen aber auch.«

Die Mutter glaubte nicht recht zu hören und sagte: »Hör mal, wir sind angesehene Räucherleute und keine Frischluftfanatiker. Noch dazu ist Weihnachten. Ich weiß gar nicht, von wem du das hast. Habt ihr nicht heute das erste Mal Rauchunterricht in der Schule? Setz dich auf deinen Hosenboden und lerne. Ich möchte nicht, dass du mit einer Sechs im Rauchen hier auftauchst und dir deine ganze Zukunft verbaust. Oder willst du enden wie dein Onkel Anton, der jetzt als Nichtrauchereremit irgendwo allein am Ende des Brettes wohnt und Resolutionen gegen uns rechtschaffene Leute verfasst?«

»Onkel Anton ist aber gesund«, widersprach Fred.

»Ein Räuchermann, der nicht raucht, Fred, ist das dein Ernst?«

Fred konnte seine Mutter zwischen zwei Rauchwolken kurz sehen, sie schien sehr aufgebracht. »Wir haben eine Verpflichtung«, sagte sie, »vor allem gegenüber der Weihnachtszeit. Wir rauchen doch nicht, weil es uns Spaß macht oder der Tabak weg muss! Wir sorgen für den Weihnachtsduft, für das Aroma der Festtage. Wer will denn in dieser Zeit durchatmen oder gar klare Sicht haben?«

Fred stocherte in seinen Haferflocken. Nach jedem Löffel sagte er sich, die können alle reden, was sie wollen, niemals werde ich mit dem Rauchen beginnen. Niemals.

Da kam auch schon der dicke Torsten mit seinem Schlitten den Hang runtergesaust, um Fred zur Schule abzuholen. Gleich darauf folgte die dünne Lore-Liane.

»Heute geht's mit dem Rauchen los«, sagte der dicke Torsten, »guck mal, meine Mutter hat mir eine E-Pfeife geschenkt, die raucht automatisch, da raucht man, raucht aber gar nicht.«

»Na und«, erwiderte Lore-Liane, »mir hat mein Großvater seine gebrauchte geschenkt, die ist schon eingeraucht, die raucht auch allein.«

Fred guckte beide ernst an und sagte: »Ihr wollt doch nicht wirklich rauchen?«

»Warum denn nicht? Wir sind Räuchermannkinder, das gehört sich so, du kannst doch Herrn Schwaden nicht sagen, dass du nicht rauchen möchtest, das wäre wie Schule schwänzen«, warf der dicke Torsten ein.

»Mir egal«, sagte Fred, »es kann mich keiner zwingen. Rauchen ist schädlich, basta, und mit einer E-Pfeife wirst du höchstens automatisch krank.«

»Du bekommst richtig Ärger«, meinte Lore-Liane, »los, wir kommen sonst zu spät.« Sie zog ihren Schal straff, hüpfte auf den Schlitten und rodelte los.

»Das glaube ich auch«, pflichtete der dicke Torsten bei, »richtig, richtig Ärger«. Er zog seine Hosen über den Bauch, überprüfte die Hosenträger und rodelte los.

»Und wenn schon«, murmelte Fred, setzte sich auf seinen Schlitten und rodelte hinterher.

Während die Räuchermannkinder ins Tal sausten, drehten sich hoch über der Stadt Kräne, die beiden Schornsteine des Seiffenkombinats pafften regenbogenfarbene, wohlriechende Wolken, eine gelbe Straßenbahn klapperte um die pummeligen

Mauern der Altstadthäuser, eine kolossale Dampfmaschine stampfte und zischte, während sie die Bergmänner zum Schichtende in einem Korb tief aus dem Berg holte, und drüben, im wehendem Schleier der Flocken, sah Fred eine schnaufende Lokomotive vier Güterwagen über die mächtige Bogenbrücke ziehen.

Vor dem Schulgebäude strahlte ein festlich geschmückter Tannenbaum, um den die Kinder sich sammelten. In der Tür stand wie jeden Morgen Frau Engel. Frau Engel war bis vor einen Monat im Himmel noch als Reinigungskraft angestellt. Sie sollte nur schnell nach Seiffen, um zwei neue Schrubber zu kaufen, doch in der Stadt angekommen, staunte sie nicht schlecht, vergaß die Schrubber, rief in ihrer Firma an, sagte, man könne die blöden Schrubber selbst holen, kündigte und blieb. Frau Engel bewarb sich als Leuchterin und hielt meist zwei brennende Kerzen in den Händen, um den Kindern in die Schule und auch heimzuleuchten. Seit einem Monat verdiente sie nebenher ein paar Euro als quereingestiegene Lehrkraft für Leuchtkunde und Erhellungslehre und einmal in der Woche unterrichtete sie am Gymnasium angewandtes Blenden.

Als Lore-Liane ihren Schlitten abstellte, fragte sie Fred: »Willst du wirklich, dass gar nichts aus dir wird?«

»Du wirst nur ein Nichtraucher«, redete der dicke Torsten gleich wieder dazwischen. »Fred, ein Nichtraucher, weißt du eigentlich, was das bedeutet? Mein Vater sagt, dass Nichtraucher viel weniger oder gar keine Chancen auf Bildung hätten. Was willst du denn später machen, nur Nichtrauchen, Duftkerzen verkaufen oder Luffterfrischer? Die kriegst du hier nicht los. Da verdienst du nichts.«

»Und wenn du kein Geld hast«, bemerkte Lore-Liane, »dann bist du arm.«

»Aber gesund!«, rief Fred, worauf der dicke Torsten meinte, dass er das keinem wünsche, gesund und deshalb arm zu sein.

»Ihr regt mich auf«, murrte Fred und ging ins Schulgebäude.

Frau Engel fragte gleich: »Ist was, Fred?«

»Nein.«

Lehrer Schwaden saß schon an seinem Pult und rauchte seine Unterrichtspfeife, eine sehr lange, die fast bis zum Boden reichte. Dicke Rauchwolken stapelten sich auf den Schulbänken. Die Schüler strömten in den Klassenraum, husteten und rieben sich die Augen, setzten sich an ihre Plätze und warteten, bis der Lehrer zu sehen sein würde.

Fred stand noch auf dem langen Korridor und blickte aus dem Fenster, in dem überall kleine Adventssterne leuchteten. Wie alle Kinder mochte er Weihnachten sehr. Er konnte auch die Räuchermänner verstehen, die nun mal seit Hunderten von Jahren rauchten, weil sie zur Weihnachtszeit dazugehörten und es eben ihr Job war. Aber von ihm konnten sie das nicht verlangen, dass er da mitmachen sollte, seine Gesundheit für ein paar Weihnachtstage zu ruinieren, schließlich war er ein freies Räuchermannkind.

Lehrer Schwaden unterdes hatte seine Pfeife ausgemacht und war nun auch von den Schülern ganz hinten zu sehen. Er trat vors Pult, sah jeden eindringlich an und sagte: »Guten Morgen.«

»Guten Morgen, Herr Lehrer«, grüßten die Kinder zurück. Außer Fred, der sah keinen Grund, einem Rauchlehrer einen Guten Morgen zu wünschen.

»So Kinder«, begann Herr Schwaden, »wer kann mir sagen, was Räuchermannkinder zuallererst im Leben lernen sollten?«

»Räuchern und Rauchen!«, rief Lore-Liane.

»Richtig«, sagte der Lehrer zufrieden. »Die nächsten drei Stunden werden wir uns mit der Thematik des Rauchens eingehender beschäftigen. Ihr habt die Rauchhefte vorbereitet, auf denen vorne drauf stehen sollte: Mein Rauchheft. Also gut, Hefte auf!« Ein Rascheln ging durch die Reihen. Außer bei Fred, der würde nie ein Rauchheft vorbereiten geschweige denn eines aufschlagen.

»Als ihr in den Klassenraum kamt, konnte ich beobachten«, sprach der Lehrer und guckte streng, »wie einige husteten und sich die Augen rieben. Es kann nicht sein, dass Räuchermannkinder auf das ausgesucht milde Aroma meines Pfeifentabaks so weinerlich reagieren. Wo kommen wir denn her? Oder besser gefragt, wer sind wir?«

»Junge, vielversprechende Raucher!«, rief Lore-Liane, mittlere Reihe, ganz vorne, erste Bank.

»Sehr gut, Lore-Liane, aus dir könnte was werden. Somit, liebe Kinder, kann ich von euch verlangen, dass ihr mit Rauch kein Problem habt. Es ist alles Gewohnheit, keine Angst, eine Gewohnheit tut nicht weh, die kommt nach und nach. Schließlich ist Rauchen wichtig für eure gesellschaftliche Entwicklung und für die Zukunft sowieso. Es gilt im Grundsatz der Grundsatz, einfach mal weniger Luft zu holen, selbst Ärzte raten dazu. Ihr müsst bedenken«, fuhr der Lehrer fort, »so ein Unterricht ist keinesfalls zu eurem Besten. Hierbei handelt es sich um Geschichte, und die ist auch zu niemandes Besten, gleich gar nicht frisch oder durchsichtig oder ausgesprochen hell.«

Die Kinder nickten. Lore-Liane nickte besonders lang. Lehrer Schwaden drehte sich zu seinem Pult, nahm Tabak, stopfte seine Pfeife neu und paffte dicke Wolken.

Fred trännte die Augen, es kratzte ihm im Hals. Wenn das so weiterginge, würde er die Schule schmeißen. Sein Onkel Dietbert war aus der dritten Klasse raus, war alles andere als klug, saß in der Seiffener Kreditstollen-Bank, rauchte die teuersten Pfeifen mit dem edelsten Tabak, zählte den ganzen Tag fremdes Geld in seinen Tresor, und wenn es ihm die Augen zuzog, legte er sich kurzerhand in eine Vorstandssitzung.

Lehrer Schwaden war im Pfeifenrauch wieder nicht zu sehen, deswegen hielten sich einige Kinder verstohlen Taschentücher vor die Gesichter, andere kämpften mit den Tränen und ein paar hatten große, rote Köpfe, weil sie nach innen husteten.

»Fred«, rief der Lehrer plötzlich, »bist du hier?«

»Ja, natürlich«, sagte Fred erschrocken.

»Gut. Du könntest ein wenig mehr mitarbeiten, deine Noten sind nicht für Werbezwecke. So«, wandte er sich wieder an die Schüler, »wo waren wir stehengeblieben? Ach, ja, das heutige Unterrichtsziel soll sein: Austeilen der Übungstabakspfeifen, deren Demontage und Montage, die gesonderten Funktionen der Einzelteile, das fachgerechten Benutzen des Mundstücks, die kleine Lippenschule für Anfänger.«

Lore-Liane meldete sich so sehr, dass es im Ellenbogen knackte. Lehrer Schwaden war begeistert und sagte: »Seht ihr, Kinder, was für großartige junge Menschen diese Schule hervorbringt?«

Fred hätte vor Wut in die Bank beißen können. Der Lehrer ging an den Schrank für Unterrichtsutensilien und machte ihn auf. In Reih und Glied über fünf Fächer lagen dort Tabakspfei-

fen. Der Lehrer sagte, jeder, wer keine eigene hätte, könne sich nun ein Tabakspfeife aus dem Schrank nehmen. »Wir beginnen erste Reihe vorne rechts bis dritte Reihe hinten links.«

Während die Räuchermannkinder sich nach und nach jeder eine Tabakspfeife aus dem Schrank holten, wies der Lehrer darauf hin, dass man zum Rauchen geboren sein müsse, so ein Talent hätte man oder eben nicht. Dazu gäbe es ein alterzgebirgisches Sprichwort, das da hieße: *Das Rauchen und das Singe, kannst du nicht erzwingen*. Bis Freitag sollten sie diesen Text gelernt haben, es gebe Noten sowohl für dessen Rezitation als auch für die schriftliche Herausarbeitung seiner philosophisch essentiellen Aussage. Man könne durchaus ein paar Dinge lernen, zu denen man zu dämlich sei, so der Lehrer, doch die Leidenschaft, die Perfektion, die auszustrahlende Aussage eines Räuchermannes käme aus dessen Erbe, sei mitnichten zu erlernen.

Fred war notgedrungen mit nach vorn gegangen, um sich eine Tabakspfeife zu nehmen. Hätte er sich geweigert, gäbe es ein Heidentheater. Mutter müsste in die Schule, um Fred abzuholen und dann zum Direktor, vielleicht müsste er sogar Nachrauchen oder im Lehrerzimmer drei Wochen die Aschenbecher leeren.

Lehrer Schwaden erklärte die wichtigsten Dinge an seiner eigenen Tabakspfeife. Die Kinder saßen ordentlich in den Bänken, blickten auf ihre Übungsexemplare und hörten zu. Also, eine Tabakspfeife bestünde aus einer Kammer zur Verbrennung des Tabaks und einem Holm, der vom Pfeifenkopf aus im Mundstück ende. »Wir wiederholen«, sagte der Lehrer, hob die Hände wie ein Dirigent: »Eine Tabakspfeife besteht aus ...«, und die Kinder ergänzten im Chor und sehr laut: »... einer

Kammer zur Verbrennung des Tabaks und einem Holm, der vom Pfeifenkopf aus im Mundstück endet.«

»Ein paar Tabakspfeifen«, fuhr der Lehrer fort, »verfügen zudem über einen Saftsack, wegen der Spucke, da wir aber nicht spucken, denn wer richtig zuhört und lernt und raucht, der spuckt nicht, sparen wir uns diesen Teil.«

Am Ende der Stunde wurden die Tabakspfeifen demontiert und montiert und wieder demontiert und montiert. Lehrer Schwaden war zufrieden, Unterrichtsziel erreicht. Lore-Liane meldete sich noch unzählige Male, auch wenn es nichts zu melden gab.

Fred hatte die Tabakspfeife nicht mehr angerührt. Die ganze Zeit über malte er Strichmännchen auf die Schulbank, träumte sich nach draußen, auf den Rodelhang, den Schlittschuhteich, sehnte sich nach frischer Schneeluft, nach klarer Kälte und einem heißen Kakao, dachte an den Weihnachtsmann, an die Geschenke auf seinem Wunschzettel und die Weihnachtsfahrt mit der alten Dampflok, die er jedes Jahr mit seinen Eltern rund um das gesamte Modelleisenbahnbrett unternahm.

Als es klingelte, bat der Lehrer noch einmal um Aufmerksamkeit. »Kinder!«, rief er, »kein Wasser, keine Seife, das Schlimmste, was ihr einer Tabakspfeife antun könnt, ist es, sie zu waschen. Pfeifen werden gereinigt. Morgen dazu mehr.«

Als die Kinder das Klassenzimmer verließen, waren sie ziemlich aufgekratzt und schnatterten das ganze Treppenhaus hinunter. Alle freuten sich darauf, endlich aktiv rauchen zu dürfen.

Fred schlich an der Wand entlang, hoffte darauf, dass ihn niemand ansprach, band verstohlen seinen Schlitten los, legte die schreckliche Tabakspfeife drauf und zog, ohne sich zu verabschieden, ganz allein still und nachdenklich los. Er musste bergauf, durch die Altstadt. Die Häuser schienen sich unter

der Last des Schnees noch mehr zu wölben. Auf dem Marktplatz war schon allerhand Betrieb. Karussells drehten sich, der Chor der Bergmänner drängte sich auf einem Podest und sang Weihnachtslieder. Ein Fuhrwerk bog aus der Bäckerstraße auf die Hauptstraße. Der Kutscher hob seine Pfeife und grüßte von Weitem. Fred hatte wieder Mut geschöpft, ließ die Schlittenschnur fallen und grüßte zurück. Die Aromen der Weihnacht, ihre Lieder, die an den Wänden widerhallten, die Spitze des Kirchturms, den die Sonne ganz weit oben entzündete, all das verdrängte seine Sorgen. Der Bäckermeister, der kurz aus der Ladentür guckte und winkte, der Schornsteinfeger, der elegant auf dem Dachfirst balancierte und seinen Zylinder zog, die Kräne, die nicht müde wurden, ihre langen stählernen Arme auszustrecken. Die Gemüsefrau, die außer ein paar Kartoffeln nur Nüsse und Ingwerwurzeln in ihrer Auslage hatte, wedelte mit ihrem gelben Kopftuch. Fred kannte fast alle Leute, und fast alle Leute, die er kannte, rauchten. Würden sie ihn verstehen? Er hatte doch ein Recht darauf, ein nichtrauchender Räucherjunge zu sein. Zwei Engel flogen Hand in Hand über ihn hinweg, kurz zog er den Kopf ein und lachte. Seine Mutter würde ihn verstehen. Mütter verstehen ihre Kinder.

Um das Räucherjungenheim *Abendrauch*, das unmittelbar zwischen Rathaus und einem staatlich geführten Kaufhaus für Tabakspfeifen und Zubehör stand, machte er einen Bogen, bog in die Müllergasse ein, vorbei am Hinterhof des Fleischermeisters Rauchfleisch, dem Vater vom dicken Torsen, der ihm immer eine Wurst über den Zaun reichte und sich vor Lachen seinen Kugelbauch hielt, weil der Fred so dünn sei und aussähe wie ein Räucherhering. Fred duckte sich unter den Zaun. Er wollte heute keine Wurst und Danke sagen und in

ein Gespräch gezogen werden, das sich immer darum drehe, dass er viel zu dünn wäre. Er bog um die Ecke. Da kam die alte gelbe Straßenbahn auf ihn zu und bimmelte herzlich. Der Schaffner, hinter seiner gekrümmten Straßenbahnfahrerpfife kaum zu sehen, grüßte Fred, indem er noch mal bimmelte. An der Haltestelle Butterstollenstraße/Ecke Marzipangasse streichelte Fred wie jeden Tag den zotteligen Hund, der seit zwei Jahren an einer Laterne hing, von dem seine Mutter sagte, es sei ein Laternenhund, der könne woanders gar nicht überleben. Es war auch der Laternenhund, dem Fred die fette Wurst vom Fleischermeister immer zu fressen gab. Er ärgerte sich jetzt doch, sie heute nicht genommen zu haben. Der Laternenhund freute sich trotzdem. Fred ließ ihn immer ein Stück von der Leine, um mit ihm durch die Straßen zu rennen. Nachdem er den Hund wieder angeleint hatte, wusste er nicht, was er tun sollte. Er wollte sich freuen, übermorgen war der Heilige Abend. Er wollte so fröhlich sein wie all die Leute, die an ihm vorübergingen. Aber er konnte nicht. Er ging zur Großmutter, die wusste immer Rat. Sie war gerade beim Backen, als Fred durch die Tür kam.

»Was ist?«, fragte sie, denn sie wusste, dass etwas war.

»Ach, ich«, stotterte Fred, »ich möchte nicht rauchen, so, jetzt ist es raus.«

Der Großmutter fiel der Teigklumpen aus der Hand.

»Herrje«, sagte sie. »Aber was willst du denn sonst machen?«

»Es gibt genug nützliche Dinge, die man machen kann«, sagte Fred, »zum Beispiel Lokführer, da stehe ich in einer Lok und die dampft für zwei.«

»Du musst wissen, was das Beste für dich ist, Fred«, sagte die Großmutter, und beide setzten sich an den Tisch, machten

eine Kerze an, weil Kerzen die Gemüter beruhigen. »Du bist noch ein Kind«, fuhr die Großmutter fort, »die haben es schwerer, ihren Willen durchzusetzen. Ich rede natürlich von einem geistvollen Willen, und der, Fred, ist doppelt so schwer an den Räuchermann zu bringen. Hör zu, Weihnachten hat für uns Räucherleute eine große Bedeutung. Du musst dich und die festliche Zeit in eine Waagschale legen und gucken, was schwerer wiegt, oder gucken, ob ein Gewicht nicht etwas abgeben kann oder eines mehr wiegen sollte, verstehst du? Ein erwachsener Räuchermann sagt: basta, so ist es. Ein Räuchermannjunge hat es da nicht so einfach, der muss aufmerksam machen, der braucht eine gute Idee, um den starrköpfigen Alten, ihre Mäuler offenstehen zu lassen.«

»Eine Idee?«, fragte Fred.

»Eine Idee«, wiederholte Großmutter. »Also zu deinem Vater brauchst du damit nicht zu gehen, der hat keine Ideen, halte dich an deine Mutter.«

»Die raucht auch«, sagte Fred.

»Weil sie es möchte. Aber sie wird dich zu nichts zwingen, auch wenn sie meckert. Sie wird zu dir halten, und sie hat Ideen. Das hat sie von mir.«

»Klar«, sagte Fred, »aber übermorgen ist unser Räuchermannkinderweihnachtsrauchen. Die werden alle enttäuscht sein.«

»Du musst dich so teuer als möglich verkaufen«, sagte die Großmutter.

»Verkaufen?«

»Eine Redensart. Wer die Bühne haben will, muss die anderen übertrumpfen.« Großmutter rührte schon wieder in der Teigschüssel.

»Meine Freunde sind gegen mich«, sagte Fred.

»Dann sind es keine Freunde. Hör zu, wir können hier bis Heiligabend reden, oder du packst den Stier bei den Hörnern.«

»Einen Stier?«, fragte Fred, dachte nach und sagte: »Ach, jetzt verstehe ich.«

»Na, dann. Hör zu, bei mir kannst du dich immer ausheulen, aber für dich mitrauchen kann ich nicht, kann niemand. Apropos, bring doch mal meine Pfeife, die liegt im Wohnzimmer auf dem Fernsehtisch neben der Fernbedienung.«

Fred holte Großmutter's Tabakspfeife, kostete schnell noch vom Plätzchenteig und ging. Auf der Schwelle, unterm Adventstern blieb er noch mal stehen und blickte nach oben. »Du hast es gut«, sagte Fred zum Stern und stieg die Treppe hinunter.

Draußen warteten Torsten und Lore-Liane. »Hallo«, sagten die beiden leise. »Hallo«, grüßte Fred. »Wir wussten, dass du zur Großmutter gehst.« Der dicke Torsten druckste etwas herum, als er sich vor Fred stellte und sagte: »Wir, ich habe das nicht so gemeint, wenn du nicht rauchen willst, dann bleiben wir trotzdem Freunde.«

Die dünne Lore-Liane bot an, für Fred mitzurauchen.

»Nein, nein«, sagte Fred, froh darüber, dass wenigstens seine Freunde ihn verstanden.

»Was willst du am Heiligabend machen, da ist unser ...«

»Weiß nicht, aber mir fällt noch was ein. Macht euch um mich keine Gedanken«, sagte Fred schließlich.

»Lasst uns doch rodeln gehen«, schlug Lore-Liane vor, »um die trüben Gedanken zu vertreiben, dann Schlittschuhlaufen und vielleicht eine Schneehöhle bauen.«

»Ihr müsst doch nachhause, Tabakspfeife üben«, sagte Fred. »Ich muss da selbst durch.«

Er wollte jetzt gar nichts machen, nur nachdenken. »Nehmt mir's nicht übel«, sagte er, verabschiedete sich und zog mit seinem Schlitten davon.

Wie von selbst trugen ihn die Füße zur Seiffenfabrik. Die Kranführer stiegen von ihren Kränen, es war bereits Feierabendzeit. Der Schrankenwärter, der keinen Feierabend hatte, konnte aber für eine halbe Stunde die halbe Schranke sich selbst überlassen und hockte am warmen Ofen. Die Straßenarbeiter guckten nicht mehr ins Loch. »Für heute genug geackert«, sagte der ganz links. »Morgen ist auch noch ein Tag«, sagte der ganz rechts. Über den Viadukt schoss ein Schnellzug wie durch Watte, und die alte Bergbaulok rangierte unten vorm Silberstollen noch einen letzten Waggon.

Der Pfortner der Seiffenfabrik begrüßte Fred. »Deine Mutter ist gerade im Schaumraum, du weißt ja, wo es lang geht.«

»Danke«, sagte Fred und zog weiter übers Werksgelände. Die Leute der Tagschicht strömten an ihm vorbei. Fred musste in das große, runde Gebäude, das hinten allmählich aus den hohen Reihen der Produktionshallen hervorzutreten schien. Der Schaumraumvorsteher stand vor der Tür und rauchte eine Schaumpfeife. »Grüß dich«, sagte er.

»Hallo«, sagte Fred.

»Was hast'n da auf dem Schlitten?«

»Ach, nur die Schultabakspfeife.«

»So, so«, brummte der Schaumraumvorsteher, »wie die Zeit vergeht, nun wirst du ja ein richtiger Raucher.«

Fred fragte, ob seine Mutter an ihrem Platz sei, worauf der Vorsteher nickte. Er band schnell den Schlitten fest, nahm die Schultabakspfeife über die Schulter und stieg eine eiserne Treppe hinauf. Zwei Gänge, drei Türen und eine Ecke weiter kam er

an eine Tür, auf der groß SCHAUMRAUM geschrieben stand. Als er sie einen Spalt aufmachte, sah er seine Mutter mit einer Liste vor einem imposanten Seiffenschaumberg stehen. Es roch nach Fichte, nach Harz, Maiglöckchen und ein bisschen wie Kümmel. Fred fasste Mut, schlüpfte durch die Tür und rief: »Mama!«

»Das ist aber eine Überraschung«, sagte sie. »Ist das nicht ein toller Seiffenschaum, ein neuer Indikator, kam gestern aus der Forschungsabteilung. Nicht irgendein Schaum, Fred, nein, nein, es ist ein neuer Weihnachts-Seiffenschaum. Komm her, aber pass auf, es ist glatt.«

»Mama, ich möchte nicht rauchen, nie rauchen, auch nicht am Heiligen Abend. Was soll ich machen? Du musst mir helfen.« Nun war es raus.

»Das hatte ich mir schon gedacht«, sagte sie.

Fred war überrascht, wollte schnell zu seiner Mutter rennen, aber nach zwei Schritten rutschte er aus, fiel auf den Bauch und schlitterte mitsamt der Tabakspfeife in den Seiffenschaumberg.

»Oje!«, rief die Mutter, »die Tabakspfeife. Eine Tabakspfeife verträgt keine Seife.«

»Danke, mir geht's auch gut!«, rief Fred, von dem nur noch die Schuhe zu sehen waren.

Die Mutter legte ihre Liste beiseite, sie rief: »Halte durch«, nahm ihn bei den Füßen und zog ihn raus. Als Fred sich hochrappelte, sah er aus wie der kleine Bruder vom Seiffenschaumberg. Während er sich den Schaum abwischte, fiel ihm ein, dass der Lehrer gesagt hatte, eine Tabakspfeife niemals mit Seife zusammenzubringen, doch die Tabakspfeife war nun eine Seiffenpfeife.

»Oh, oh«, sagte die Mutter, auch gleich, »gib mal her.«

Fred dachte an den schrecklichen Lehrer, wie er auf und nieder hüpfen würde und alle seine Klassenkameraden über ihn lachten. Am liebsten wäre er wieder unter den Seiffenberg gekrochen. Nun stand er ziemlich nass und mit hängenden Mundwinkeln und Armen da und wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Aus seinem rechten Ohr kam eine kleine Seiffenblase. Seine Mutter sah es und sagte: »Fred, das bringt Glück, Seiffenblasen, die aus rechten Ohren kommen, bringen Glück!«

Fred konnte die Augen wieder richtig aufmachen. Glücklicherweise war er deshalb nicht. Dafür lachte seine Mutter und sagte: »Ich wusste, dass du vom Nichtrauchen nicht abzubringen bist. Das Sture und das Stolpern hast du von deinem Vater, da mache ich dir keinen Vorwurf. Aber guck doch mal, was uns die Seiffenblase aus deinem rechten Ohr beschert hat.«

Sie nahm die Schultabakspfeife und blies hinein. Fred traute seinen Augen nicht. Aus dem Pfeifenkopf stiegen wunderschöne, buntschillernde Seiffenblasen. Plötzlich wurde die Mutter sehr ernst, beguckte sich die Pfeife, sah den Blasen hinterdrein und sagte: »Ich muss die Kollegen anrufen ... Und Fred, was ich dir noch sagen wollte, wegen der Gesundheit, ich kenne einen alten Räuchermann, den Gustav, der lebt hinterm Silberberg in einer Hütte, der hat in seinem Leben mehr geraucht als die fünf Schornsteine der Seiffenfabrik seit ihrer Gründung. Der Gustav läuft den Linksberg hoch, dann den Rechtsberg und hat noch Luft, dabei zu singen: *Das Volk steht auf, der Sturm bricht los*, und zwar alle Strophen. Er hat einen gepflegten roten Bart, und die Nussknacker werden grün vor Neid, wenn sie seine Zähne sehen.«

»Mama«, sagte Fred, »ich habe mich entschieden, Gustav hin oder her.«

»Diese entschiedene Entschiedenheit hast du von mir.«  
»Oma meint, ich solle die Leute richtig verblüffen.«  
»Verblüffen«, wiederholte die Mutter, »verblüffen, Fred, ist nicht einfach, wir müssen improvisieren, wir haben wenig bis gar keine Zeit, deswegen brauchen wir die Kollegen vom Labor. Vielleicht können wir da was machen.«  
»Morgen«, sagte Fred, »haben wir unser erstes Übungsrauchen, und ich ...«  
»... du hast morgen Fieber«, fiel ihm die Mutter ins Wort, »ich schreibe dir einen Zettel.«  
»Was wird Vater sagen?«, fragte Fred.  
»Den lass mal meine Sorge sein, es geht schließlich um deinen gepflegten Bart, deine weißen Zähne, deine klare Stimme.« Fred lachte.  
Die beiden Kollegen standen bereits in der Tür. »Du gehst jetzt nachhause, Fred. Zu keinem ein Wort, vom Rauchen sprichst du am besten gar nicht. Wenn dich einer fragt, dir geht's nicht gut, dein Holzwurm wandert.«  
»Alles klar.« Fred war viel leichter ums Herz, er schwebte förmlich die Treppe hinunter. Mama konnte zaubern, da war er sich sicher, es würde alles gut.

Sie hatte ihm den versprochenen Entschuldigungszettel geschrieben. Lehrer Schwaden nahm es hin, heute war Übungsrauchen, und nur darauf würde er sich konzentrieren.

Freds Mutter war früh aus dem Haus gegangen. »Meine Kollegen warten auf mich, wir müssen etwas ausprobieren!«, rief sie, so zwischen Tor und Straße. Fred hatte viele Fragen, doch da war die Tür schon zu. Den ganzen Tag hockte Fred am Fenster und wartete auf seine Mutter. Der Vater kam als Erster.

Sie aßen zusammen Abendbrot. Der Vater erzählte Geschichten über vergangene Weihnachten. Kein Wort vom Rauchen.

Als Fred gar nicht müde, aber ziemlich nervös ins Bett kroch, hörte er jemand die Treppe hochsteigen. Mama, dachte er erleichtert, sprang wieder aus dem Bett und öffnete die Tür. Sie war es tatsächlich. »Zieh dir deine Pantoffel an«, sagte sie, »und komm mit nach unten.« Sie hatte ihre beiden Kollegen mitgebracht, die standen halb eingeschneit im Flur und tropften.

»Hallo, Fred«, begrüßten sie ihn. Die Mutter nahm Fred bei der Hand, und dann gingen sie hinüber in Vaters kleine Werkstatt. Die Übungstabakspfeife lehnte in der Ecke. Auf einem Gestell lag eine andere Tabakspfeife. Die hatte einen regenbogenfarbenen Porzellankopf mit silbernem Deckel, ihr Holm war himmelblau und leicht geschwungen, das Mundstück glänzte golden.

Der eine Kollege nahm nun die Pfeife, drehte sie hin und her und begann zu erklären. Der andere Kollege, der eine kleine Flasche hielt, hob den Deckel und füllte etwas in den Pfeifenkopf. Die Mutter nahm die Tabakspfeife, wie sie es immer tat, nur viel behutsamer. Fred hatte keine Flamme gesehen, die man eigentlich brauchte, um eine Tabakspfeife in Gang zu setzen, doch seine Mutter rauchte plötzlich. Obwohl man das nicht Rauchen nennen konnte! Es stiegen unglaubliche Dinge aus der Pfeife auf, nur eben kein Rauch, nicht der Fetzen eines Rauchfetzens.

»Probiere selbst«, sagte die Mutter und überreichte Fred das Wunderding. »Vorsicht«, mahnte sie, »die Hand dahin und die Hand dahin, leicht nach vorn gebeugt, nicht so viel, leicht, heißt leicht, den Rücken trotzdem gerade, den Bauch einziehen.«

»Ich habe keinen Bauch.«

»Das bestimmst du jetzt mal nicht. Zieh ein, die Füße schulterbreit auseinander, jetzt das Mundstück, nicht draufbeißen, Lippenkontakt, mehr nicht.«

Nach zehn Minuten – Fred schmerzte die ungewohnte Haltung, doch er machte keinen Mucks – war er so weit: Er rauchte, und er rauchte nicht. Er hatte unbestritten die schönste Tabakspfeife im Ort und würde doch für immer mit einem sauberen Bart, allen Zähnen und massig viel frischer Luft und sehr zufrieden mit sich alt werden. Großmutter hatte Recht behalten. Auch wenn der Schuh mal drückt, sagte sie immer, müsse man weitergehen, es gebe Ziele, die kämen einem nicht entgegen.

Das große Ereignis fand immer auf einer Bühne im Zentrum des Weihnachtsmarktes statt. Der Bürgermeister eröffnete feierlich und winkte anschließend. Die Kinder auf der Bühne wuselten noch durcheinander, suchten ihre Reihen, waren sehr aufgeregt, denn mit dieser Veranstaltung traten sie als Raucher auch in einen neuen Lebensabschnitt. Sie flüsterten und schubsten und verloren einen Handschuh oder verhedderten sich in ihren Schals. Doch jeder der kleinen Teilnehmer trug stolz seine eigene Tabakspfeife, die unterschiedlicher nicht hätten sein können. Zu sehen waren knallbunte, selbstleuchtende, welche aus Prozellen, aus Palisander, aus Metall, voluminöse Kürbispfeifen, imposante Kreationen aus feinem Glas, lange Mundstücke, für die langen Kinder, kürzere für die kurzen Kinder, breite Mundstücke für die Vorlauten, futuristische, zum Beispiel im Ufo-Design, glänzend und aerodynamisch, oder sperrige, die man nur im Stillstehen rauchen konnte. Ein Räuchermannkind mit Turban nuckelte an einer Shisha, Summbert und

Summsi, die Zwillinge vom Bienenzüchter, hatten Imkerpfeifen. Der dicke Torsten und ein Mädchen in der hinteren Reihe hielten ihre E-Pfeifen hoch, der kleine Bernd, der Sohn vom Fußballtrainer, hatte gar eine Trillerpfeife, und er verriet seinem Nebenmann, dem Vordermann, dem Hintermann und dem Flügelmann, dass man damit gleichzeitig rauchen und pfeifen könne.

Die dünne Lore-Liane stand neben dem dicken Torsten. »Wo bleibt Fred bloß?«, fragte sie.

»Keine Ahnung, der ist doch krank. Außerdem, wenn er nicht rauchen möchte, was will er dann hier«, erwiderte Torsten.

Der Marktplatz war mittlerweile voller Leute.

Die Insassen des Räuchermannseniorenheimes *Abendrauch*, vor allem die ganz renitenten Frischluftgegner, die zunächst abgewinkt hatten, dann aber doch das Pflegepersonal auf Trab brachten, um an den Rand des Marktplatzes geschoben zu werden, wollten nicht verpassen, wie sich die junge Generation blamierte. Vom Kirchturm oben erklangen weihnachtliche Melodien. Schneemänner mit ihren Bauchläden quetschten sich durch die Menge und verkauften den berühmten karamellisierten Eishering am Stock.

In den strahlenden Augen der Räuchermannkinder, die sich allmählich auf der Bühne eingefunden hatten, leuchteten die Lichter der vierundzwanzig Weihnachtsbäume, die rund um den Marktplatz aufgestellt waren. Plötzlich wurde es still und stiller, absolut still. Die Großen guckten noch mal streng auf die Kleinen hinunter. Fred war nirgends zu sehen.

Lehrer Schwaden begann seine alljährliche Räuchermannkinderweihnachtsrede zu reden. Vom strengen Blick des Schul-

direktors zum Ende seiner Rede gedrängt, kürzte er spontan, faltete die restlichen zweiundzwanzig Seiten und schob sie in die Manteltasche. Daraufhin guckte er auf die Klasse, hob die Hände über den Kopf und beschrieb mit der rechten kleine Kreise, was für die Kinder bedeutet, die Tabakspfeifen unverzüglich zu entzünden. Gestopft hatte man sie bereits hinter der Bühne. Es dauerte nur ein paar Minuten, bis kleine, dünne Rauchsäulen aus den Reihen der Räuchermannkinder aufstiegen.

Da noch nicht alle hustefest waren, gab es zwei, drei Rausperer, die der Lehrer überhörte. Nun war es so weit. Unter der Regie ihres Rauchkundeführers sollte die Räuchermannschulklasse 4b ihr Talent im Umgang mit ihrer Tabakspfeife unter Beweis stellen. Man hatte eine kleine Tabakspfeifenchoreografie einstudiert, die nun zur vollendeten Aufführung kommen sollte. »Tabakspfeifen an die Mäuler!«, rief der Lehrer, was die Kinder sofort taten. »Zieht an!«, rief er, und sie zogen an den Tabakspfeifen, und die vordere Reihe, manch einer etwas grünlich im Gesicht, paffte wunderschöne, tiefblaue, sich kräuselnde Rauchsäulen. Der Lehrer war zufrieden, die erste Reihe drehte sich und lief nach hinten. Die zweite Reihe, der Lehrer hob die rechte Hand und zeichnete Ringe in die Luft, und die Kinder zogen und pafften dicke, kreisrunde, ineinander schwebende Rauchringe. Das Publikum applaudierte. Die zweite Reihe lief ab, die dritte Reihe zog an ihren Tabakspfeifen, zwei, drei mussten noch die Augen verdrehen, schlossen sie aber vorsichtshalber, damit es niemand bemerkte. Der Lehrer zeigte auf den Bühnenboden, und der gepaffte Rauch der Kinder quoll links und rechts aus den Tabaksköpfen, senkte sich, schlug auf dem Boden auf und stieg in die Höhe, was unter Experten die leichte

Boden-Luft-Figur genannt wird. So ging es noch zwei Reihen. Die Ideen an Rauchfiguren, geraucht durch die exakte Handhabung der Pfeifen und einen komplizierten, sich immer wieder verändernden Lippenschluss, kannten keine Grenzen.

Wie die Räuchermannkinder auf der Bühne standen und rauchten, war für die steinalten Räuchermannsenioren eine Augenweide, und sie riefen: »Hoch solln sie leben!«

Der dicke Torsten stand mit der letzten Reihe jetzt vorne, der Lehrer rief, die E-Pfeifen angeschaltet, doch Torsten hatte Probleme. Es war totenstill, ganz Seiffen guckte ihm auf die Finger. Hätte es Rauch gegeben, hätte man ihn fallen hören. Der dicke Torsten wurde immer nervöser. Das Publikum murrte, die Senioren hatten ihre Ferngläser und Hörgeräte ausgerichtet. Die E-Pfeife des dicken Torsten, auf der noch das Preisschild zu lesen war, machte keinen Piep, nicht mal Mucks, von Rauch ganz zu schweigen. Lehrer Schwaden war entsetzt, Improvisation, seine zweite Stärke. Er winkte die dünne Lore-Liane nach vorn, die auch gleich losrannte und Position bezog. Sie umklammerte die alte Pfeife ihres Großvaters und wollte den Abend mit außergewöhnlichen Rauchkünsten retten. Das Publikum fing an zu schwadronieren. Gar nicht gut, dachte der Lehrer, raufte sich die Haare und hoffte auf seine beste Schülerin. Die strebsame Lore Liane zog an der Pfeife, so wie sie es gelernt hatte, um ein paar Kugeln, Quadrate und Kreise zu paffen, ein Kunststück, an dem schon erfahrene, langjährige Raucher gescheitert waren. Doch plötzlich hatte sie tausend Krallen im Hals, denn auch der Tabak war der gebrauchte des Großvaters. Sie musste dermaßen husten, dass die Bühne wackelte, dabei blies sie ins Mundstück, und aus dem Pfeifenkopf flutschte ein kohlrabenschwarzer Batzen ins Publikum. Lehrer Schwaden

wurde schlagartig klar, dass er niemals hatte Lehrer werden wollen. Hätte er doch auf seine Mutter gehört, die gesagt hatte: Konrad, bewirb dich im Zoo, da gibt's Gitter, und wenn einer spinnt, gibt's mal drei Tage kein Futter, ein Zoowärter wird auch besser bezahlt.

Das Publikum grölte und lachte und äußerte sich unangemessen. Bei dem Tumult hatte keiner bemerkt, dass auf dem Balkon ein Scheinwerfer aufgestellt wurde. Freds Mutter, der das Dilemma durchaus in die Karten spielte, steckte den Stecker in die Dose. Ein Spot erhellte den hinteren Bühnenaufgang. Die beiden Arbeitskollegen legten noch letzte Hand an Freds neue Tabakspfeife und befüllten zuletzt den Pfeifenkopf mit dem Prototyp einer neuen Essenz. »Dann, los«, sagte der eine, »viel Glück« der andere.

Sämtliches Gelächter und alle Rufe waren verstummt. Alles drehte die Hälse, außer dem grellen Scheinwerferlicht war nichts zu erkennen. Fred stieg die Treppe hinauf. Seine Mutter auf dem Balkon drückte beide Daumen. Vater stand im Publikum und war nicht überzeugt. Fred bahnte sich einen Weg durch die Räuchermannschulklasse 4b und nickte seinen Klassenkameraden zu. Der Lehrer machte wie die anderen Platz. Was sollte noch Schlimmeres passieren?

Fred stellte sich ganz vorne an den Bühnenrand. Der starke Scheinwerfer erlosch, die Mutter legte einen Hebel um, und Fred stand plötzlich in einem schneeweißen Licht. Er öffnete langsam, konzentriert, den silbernen Deckel, schloss die Lippen um das Mundstück und formte mit der Zunge, so wie es ihm die Kollegen seiner Mutter gezeigt hatten, die verschiedenen Figuren, die aus dem Pfeifenkopf nach oben steigen sollten.

Er holte Luft, blies erst und zog dann, die Reihenfolge war

entscheidend. Aus dem Pfeifenkopf stieg nach und nach ein fünfzackiger, glänzender, dunkelroter Weihnachtsstern in den Himmel. Als der gepaffte Weihnachtsstern sich auch noch drehte und von allen Seiten schimmerte, öffnete Fred den Mund und blies kleine rote quirlige Sterne hinterher, schloss die Lippen erneut, Zunge mehr nach rechts, drücken, schieben, ziehen, und aus dem Pfeifenkopf quoll zunächst eine Seiffenblase, die sich, je höher sie stieg, zu einer Weihnachtsglocke formte, und, da hatten die Kollegen aus der Forschungsabteilung noch einen daraufgesetzt, tatsächlich zu läuten begann. Es ging ein Raunen durchs Publikum, alle Augen folgten der Glocke, die zwischen den Weihnachtssternen schwebte.

Fred paffte vorsichtig viele kleine Glöckchen hinterher. Das Licht um ihn herum wurde orange. Er setzte das Mundstück an, jetzt wurde es kompliziert. Lass dich nicht ablenken, hatte seine Mutter gesagt, und aus dem Pfeifenkopf stieg ein großer, stattlicher Bergmann in prächtiger Uniform, gewann etwas an Höhe und verharrte schwebend. Fred paffte einen ganzen Zug kleiner Bergmänner hinterher. Es folgten regenbogenfarbene Engel, kleine Weihnachtsbäume, Kerzen, die brannten, Schneekristalle und drei Pfefferkuchenherzen.

Die Zuschauer standen stumm und starr und staunten. Freds Mutter konnte den Jubel kaum noch zurückhalten. Die beiden Kollegen aus dem Seiffenlabor reichten sich die Hände. Der Bürgermeister winkte nicht mehr. Freds Vater sagte allen, dass das sein Sohn sei, der dort oben auf der Bühne. Die dünne Lore-Liane umarmte den dicken Torsten. »Was für ein Auftritt«, sagte sie.

»Das könnte die Geschichte des Rauchens grundlegend verändern«, meinte der dicke Torsten. Und Lehrer Schwaden,

ja, der war stolz, denn schließlich war Fred sozusagen das Produkt seiner pädagogischen Meisterschaft.

Fred holte noch mal tief Luft, blies und zog und blies und zog, und aus dem Pfeifenkopf stieg ein Weihnachtsmann nach oben, mit Mütze und Bart und dickem Bauch und großen Stiefeln. Lange stand das Seiffengebilde über der Bühne.

Bedächtig nahm Fred Tabakspfeife vom Mund und machte eine Verbeugung.

Die Leute blieben noch immer still und blickten den Weihnachtsseiffenblasen lange hinterher. Nur der alte Räuchermann, der unterm Tannenbaum gesessen hatte, erhob sich von seinem Stuhl und ging zu Fred auf die Bühne. »Tolle Vorstellung, mein Junge«, sagte er, »eine klasse Idee. Guck dir die Gesichter vorm Seniorenheim an, allein das war es wert.«

»Was guckst du denn immer auf die Modelleisenbahn«, fragte die Doris Herrn Gottfried, »gleich kommt der Besuch, und dann ist Bescherung.«

»Fred hat's geschafft«, sagte Herr Gottfried.

»Was? Und wer ist Fred?«, fragte Doris und guckte.

»Der Räuchermannjunge dort.« Herr Gottfried zeigte auf den Marktplatz. »Der ist gegen das Rauchen. Das ist nicht einfach unter all den Quarzern. Jetzt pafft er herrliche Weihnachtsseiffenblasen.«

»Die Figuren sind aus Holz und die Züge fahren im Kreis«, sagte Doris. »Du darfst nicht immer so lange hier drin bleiben. Ich habe dich seit zwei Tagen kaum gesehen.«

»Ich habe vor zwei Tagen lange auf die vielen Lichter meiner kleinen Stadt geguckt«, sagte Herr Gottfried leise und mehr zu sich selbst, »plötzlich saß ich in einem der Züge, bin durch

den Winter Richtung Seiffen gefahren, wo ich ausstieg. Dort war vielleicht was los! Auf dem Marktplatz unter einem Tannenbaum traf ich einen alten Räuchermann, der mir diese Weihnachtsgeschichte erzählte.«

»Ist klar«, sagte Doris. »Komm jetzt.«

Bevor Herr Gottfried der Aufforderung seiner Frau folgte, wünschte er der Stadt Seiffen, ihren Einwohnern und dem gesamten Modellbahnkreis eine fröhliche und gesegnete Weihnacht.



Eulenspiegel Verlag –  
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-359-03086-7

© 2025 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin  
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht  
gestattet, dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg  
zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Verlag

Printed in EU

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)